

viel.

Das Campusmagazin der FH Kiel 02/2011

Fremde Höfe, fremde Sitten

Agrarstudierende berichten von ihrem Auslandspraktikum

Jede Menge PS

Mit der Motorrad„gang“ vom Campus auf Tour

Wer wohnt denn da?

Studierenden ins Zimmer geschaut

Bildungschancen verbessern

Studienmodul „Migration und Bildung“ soll Hürden abbauen

Exzellente Oberflächen

Prof. Es-Souni entwickelt Beschichtungen mit funktionellen Eigenschaften



Grenzüänderin

viel.forum*

Haben Sie Lob, Kritik oder Anregungen? Schreiben Sie uns: campusredaktion@fh-kiel.de

viel. möchte allen Angehörigen der FH Kiel ein Diskussionsforum für Kritik und Anregungen, für Ideen und Probleme, für Pragmatisches und Utopien bieten.

Waren es vor allem Studierende, die sich zur ersten Ausgabe von viel. äußerten, so erreichten uns diesmal überwiegend Beiträge von Mitarbeiterinnen. Das freut uns besonders, denn gerade diese Gruppe steht oftmals im Schatten der Hochschulöffentlichkeit.

Hans Thüring schrieb zum Beispiel: „Mit Interesse habe ich Ihre Zeitschrift gelesen.“ Das macht uns stolz und wir freuen uns, mit diesem Heft schon die dritte Ausgabe vorlegen zu können. Wenn es danach dann heißt: „Mit Interesse habe ich unsere Zeitschrift gelesen“, haben wir ein wichtiges Ziel erreicht.

Liebes viel.,
als Ehemalige der FH Kiel freute ich mich nun schon zum zweiten Mal, ein neues viel. in der Hand zu halten und über neue und alte Themen auf dem Laufenden gehalten zu werden. Besonders interessiert haben mich im letzten Heft die Beiträge über die zukünftige bauliche Entwicklung und die Vergangenheit des Stadtteils!
Auch als alte Kielerin kann man noch vieles lernen, was man ansonsten nur durch „Treppenhausfunk“ oder im Stadtarchiv erfahren würde. So kompakt wie in viel. bekommt man es bestimmt nirgendwo sonst! Bitte behaltet auch meine Lieblingsserie „Lieblings-...“ bei.

Kirsten Rossdam

Nach der ersten Ausgabe von viel. war ich nicht sicher, ob die Redaktion dieses hohe Niveau halten kann, aber mit der zweiten Nummer hat sie sich tatsächlich noch einmal gesteigert. viel. zeigt auch in der zweiten Ausgabe, wie vielfältig und lebendig unsere Hochschule ist. Ich finde es toll, etwas über Menschen zu lesen, die hier auf dem Campus oder in Osterrönnfeld arbeiten oder studieren und die man sonst nur selten oder gar nicht trifft. Das „Look and Feel“ des Magazins kann wirklich mit den großen Zeitschriften mithalten. Das Beste an viel. sind für mich aber die Fotos. In der aktuellen Ausgabe gefällt mir besonders das Porträt von Yahong Zhang. Es strahlt so viel Natürlichkeit und Freundlichkeit aus. Die Farben harmonieren sehr gut miteinander, und der Schatten, der hier und da auf dem Gesicht zu sehen ist, gibt dem Bild eine räumliche Tiefe und macht es plastisch und lebendig. Als angenehm empfinde ich die zurückhaltende Inszenierung des Porträts, die für einen Eindruck von Spontaneität sorgt. Ich freue mich auf viele weitere Ausgaben von viel. und noch viele schöne Bilder.

Hartmut Ohm, Campus IT

Vielen Dank für den Bericht über die FH-Campus-Baustelle in der vorigen Ausgabe viel.! Inmitten einer Baustelle zu arbeiten und somit auch ein Stück zu leben, ist für mich eine neue Erfahrung. Wir freuen uns schon jetzt auf die Fertigstellung und hoffen, das dann mit allen Beteiligten auch ordentlich feiern zu können :-).

Silke Gawinski, Fachbereich Medien

Liebe viel.-Redaktion,
interessiert habe ich das zweite Heft gelesen. Und ich muss sagen, gut gemacht. War mir das erste noch zu visuell und zu wenig informativ, ist das zweite eine wirklich gelungene Mischung aus interessanten Beiträgen und toller optischer Aufmachung. Besonders der Bericht „Abtauchen für den Bachelor“ hat wirklich spektakuläre Fotos beigetragen.

**Ulrike Rothkamp,
Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit**

Superprofessionell!

Mein 15-jähriger Sohn sagte nach mehrmaligem Betrachten völlig baff: „Das ist ja von der FH!“ Er hatte viel. für eine regulär am Kiosk gekaufte Zeitschrift gehalten! Und das könnte sie zweifellos auch sein: Themenvielfalt, Aufmachung, Fotos – alles ist absolut hochwertig. Ein klitzekleiner Verbesserungsvorschlag fällt mir aber doch noch ein: Könntet Ihr die Zeitschrift vielleicht etwas leckerer parfümieren?

Anja Stapelfeldt, Büro Präsidium





51



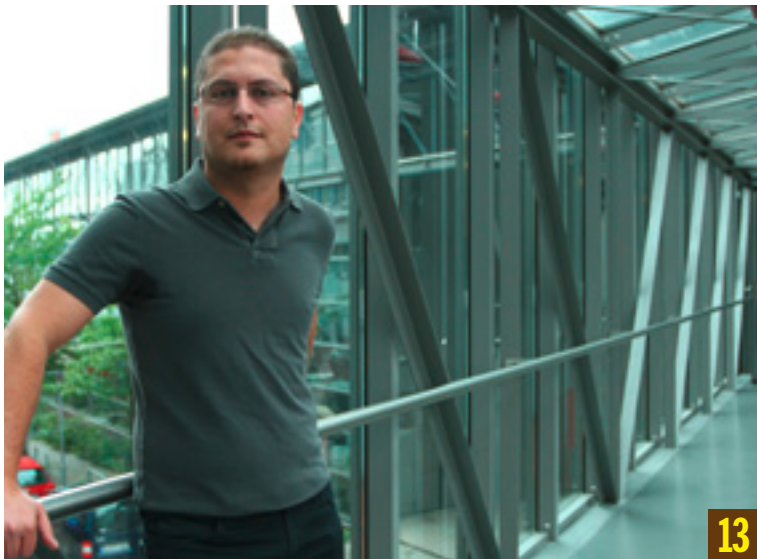
22



25



18



13





38



28



71

viel.mehr

- 6 Müll (has) to go**
FH sagt Einwegbechern den Kampf an
- 10 Migration & Bildung**
Titelthema
- 11 Gleiche Chancen?**
Studienbedingungen von Migrantinnen im Fokus
- 13 Brücken bauen.**
Karmand Berwari, der erste „Migrationsbotschafter“ der FH
- 15 Botschafterinnen gefordert!**
Anita Gruber über das neue Lehrmodul „Migration & Bildung“
- 18 Ein Campus, zwei Welten**
Beobachtungen eines Austauschstudenten an einer mexikanischen Privatuni
- 22 Allein unter Männern**
Die einzige Professorin am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik im Porträt
- 25 Von Kakamega nach Kiel**
Eine Kenianerin am Studienkolleg
- 28 Der Legionär aus der Verwaltung**
Ein Besuch im Römerlager bei Ratzeburg
- 34 Hinter dem Horizont geht's weiter**
In aller Welt gefragt: Agrarstudentinnen im Praktikum
- 38 Born to be Wild**
Fotostrecke: Die Motorrad„gang“ der FH
- 44 Der Vielschichtige**
International renommierte Forschung in der Grenzstraße 3
- 48 Ohne Anhalten durch die Galaxis**
Mit virtuellen Welten Wissen vermitteln
- 51 Türen**
Fotostrecke: Vom Sanitätsraum bis zur Campusredaktion
- 62 viel.sprachige Fachhochschule**
Fremde Länder, fremde Schriften
- 64 Reinfressen, rauskotzen. Und hinterher ist nichts gewesen.**
Weshalb das Studium zum Bulimie-Lernen verleitet
- 68 Wir müssen das Studium interessanter machen als Facebook**
Prof. Huhn im Interview
- 71 Wer studiert was?**
Fotostrecke: Studierende zeigen ihre Zimmer
- 84 viel.gepriesen**
Erfolge an der FH
- 17 Lieblingsprojekt** startIng!
- 33 Lieblingsprojekt** StuBe
- 37 Lieblingsprojekt** Firmenkontaktag
- 61 Lieblingsprojekt** Raceyard
- 86 Lieblingsprojekt** viel.
- 60 Impressum**

FH TRITT WEGWERF-KAFFEEBECHER-KULTUR IN DIE TONNE

Überquellende Abfalleimer, zugemüllte Sitzreihen, haufenweise verschmutzte Pappbecher! Solche Bilder verbindet man eher mit Bahnhöfen oder verlassenem S-Bahn-Haltestellen als mit einem Hochschulcampus. Zum Alltag an der FH Kiel gehören sie trotzdem: Abgefüllt mit Cappuccino und Co. wandern pro Jahr rund 100.000 Pappbecher über die Tresen von Mensa und Cafeteria, überschwemmen die Papierkörbe oder landen daneben. Für viele ein Ärgernis, das in Zukunft aber hoffentlich der Vergangenheit angehört.

ZUR INFO

Nach Angaben des Deutschen Kaffeeverbandes trinkt die Deutsche durchschnittlich rund 150 Liter Kaffee im Jahr – das ergibt etwa zwei Tassen täglich. Der Kaffee zum Mitnehmen wurde in Deutschland im Jahr 1999 modern. Heute sind rund 59 Prozent der 18- bis 29-Jährigen gerne mit einem Pappbecher in der Hand unterwegs. Bei den über 50-Jährigen sind es dagegen nur 30 Prozent. Laut Wirtschaftswoche konsumieren die Deutschen etwa 40 Prozent ihrer täglichen Kaffeedosis außer Haus – das sind 60 Liter. 20 Liter davon trinken sie aus Pappbechern. Demnach wandern je Person jährlich rund 80 Becher plus Plastikdeckel in den Müll. Rechnet man diese Zahl auf 82 Millionen Einwohnerinnen hoch, kommt man auf 6.560.000.000 Becher, die in Deutschland jährlich verbraucht werden.

Martin Stoltmann konnte kaum glauben, was er sah. Neu eingeschrieben im Bachelorstudiengang Multimedia Production stolperte er Tag für Tag über pappvolle Mülleimer in zugemüllten Seminarräumen. Überall lagen sie herum: benutzte Einwegbecher. Da muss sich etwas ändern, dachte Martin Stoltmann. Er erinnerte sich an seinen Aufenthalt in Norwegen, wo er eineinhalb Jahre gelebt und gearbeitet hatte – und wo ihm eine Alternative zu dem „Pappmüll-to-go“ begegnet war. Dort gibt es nämlich eine Art Kaffeeplatrate: Wer bei Statoil einen Mehrwegbecher kauft, kann ihn das komplette Kalenderjahr an jeder Statoil-Tankstelle wieder auffüllen: „Kostenlos nachschenken statt sinnlos wegwerfen“ heißt die ressourcenschonende Devise. Wenn das in Norwegen funktioniert, warum dann nicht auch hier auf dem Campus, fragte sich Martin Stoltmann und sprach seine Dozentin Prof. Heidi Kjær an. „Machen Sie doch ein Projekt daraus“, schlug diese spontan vor und verwies ihren Studenten an die Pressestelle. Hier stieß Martin Stoltmann auf offene Ohren – denn FH-Pressesprecherin Frauke Schäfer

stört diese Wegwerfmentalität schon lange.

Und nicht nur sie. Auch Uwe Bothe nerven die herumliegenden Becher. Als Leiter der Bau- und Liegenschaftsabteilung kämpft er seit Jahren gegen wachsende Müllberge und damit steigende Kosten. „Wir entsorgen jährlich etwa 900.000 Liter Restmüll“, stöhnt er. „Ich kann es natürlich nicht auf den Cent genau beziffern, aber wir geben dafür pro Jahr rund 28.000 Euro aus.“ Hinzu kommen die Reinigungskosten: Im Jahr 2010 die stolze Summe von 360.000 Euro, immerhin ein Viertel der Gesamtbetriebskosten. Mit der wachsenden Studierendenzahl wird auch das Müllproblem immer größer.

„Natürlich könnten wir wieder mehr Mülleimer aufstellen und häufiger reinigen, aber das löst unser Problem nicht wirklich“, ist Uwe Bothe überzeugt. Er wünscht sich vielmehr, dass alle einfach mal ein bisschen mehr nachdenken und die Becher bestenfalls platzsparend ineinanderstecken, zumindest aber in den Mülleimer werfen, anstatt daneben.



„Zu Hause landet der Müll schließlich auch im Eimer und nicht auf dem Wohnzimmerteppich“, meint Uwe Bothe. Er vermutet, dass viele Studierende keine echte Beziehung zur Hochschule aufbauen, sie nur als Durchgangsstation empfinden und so eine „Ist mir doch egal“-Haltung entwickeln, die das Campusleben negativ prägt.

Martin Stoltmann sieht das anders und ist damit nicht alleine. In seiner Kommilitonin Ramona Ötting fand er schnell eine engagierte und kreative Projektpartnerin. Im Auftrag der Pressestelle suchten die beiden einen passenden Thermobecher für ihr Projekt und wurden schon bald fündig. „Ich hatte mehrere Entwürfe zur Gestaltung mit verschiedenen Slogans und Tassenmotiven gemacht. Entgegen meiner Erwartungen kamen die bei meinen Kommilitoninnen und Kommilitonen nur schlecht an. Sie wollten nicht irgendein austauschbares Bild auf dem Becher, sondern einen direkten Bezug zu ihrer Hochschule. Das hat mich dann doch überrascht, aber Ramona und ich haben

schnell etwas Neues entwickelt“, erklärt Martin Stoltmann.

Und so wird künftig neben der grünen Silhouette des dampfenden Kaffeebechers das blaue FH-Logo den neuen FH Kiel-Thermobecher schmücken. Den bekamen übrigens die „Erstis“ zum Wintersemester 2011/12 als Willkommensgruß von der Hochschule geschenkt. Alle anderen können den Becher im Campusshop, der Mensa oder der Cafeteria für rund fünf Euro kaufen.

Die Investition lohnt sich. Angestoßen u. a. von der FH-Aktion hat auch das Studentenwerk Schleswig-Holstein den überbordenden Becherbergen den Kampf erklärt. Es plant, landesweit einen eigenen Thermobecher einzuführen und erhöht im Wintersemester 2011/12 den Preis für Heißgetränke im Wegwerfbecher um 10 Cent. Gute Nachrichten für alle, die keine Lust haben, inmitten von Müll zu studieren und zu arbeiten.

Text: Miriam Linke, Studentin / Frauke Schäfer

↑ *Martin Stoltmann, Ramona Ötting und jede Menge Müll: Rund 100.000 Einwegbecher wandern jedes Jahr über die Tressen von Mensa und Cafeteria. Damit wollten die beiden sich nicht abfinden und entwickelten einen wiederverwendbaren „Becher-to-go“.*

Titelthema



- 11** Gleiche Chancen?
- 13** Brücken bauen.
- 15** Botschafterinnen gefordert!
- 22** Allein unter Männern
- 18** Ein Campus, zwei Welten
- 25** Von Kakamega nach Kiel
- 28** Der Legionär aus der Verwaltung
- 34** Hinter dem Horizont geht's weiter
- 38** Born to be Wild
- 34** Der Vielschichtige
- 48** Ohne Anhalten durch die Galaxis
- 51** Türen



MIGRATION & BILDUNG

Mehr interessierte junge Menschen aus Migrantenfamilien für ein Studium an einer Universität oder Fachhochschule zu gewinnen, sie hier optimal zu betreuen und ihnen die Integration zu erleichtern – das ist Ziel der Initiative „Migration und Bildung“ an der FH Kiel.

Zum Hintergrund: Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Rund ein Viertel der Bevölkerung Deutschlands hat einen Migrationshintergrund – der Anteil an Hochschulstudierenden mit Migrationshintergrund ist mit acht Prozent jedoch deutlich geringer. Die Gründe dafür sind vielfältig. Selbst wenn Migrantinnen eine Hochschulzugangsberechtigung erlangt haben, nehmen sie selten ein Studium auf. Wenn sie sich doch dafür entschieden haben, ist ihre Abbruchquote vergleichsweise hoch. Um diesen Umständen entgegenzuwirken, wurde die Initiative im Frühjahr 2010 ins Leben gerufen.

Dr. Marc Wilken vom Büro für Hochschulentwicklung hat das Projekt

initiiert. Er leitet die Programme in Kooperation mit Vertreterinnen der regionalen Schulen, lokalen Behörden, die mit Migration befasst sind, und Vereinigungen der Migrantinnen. Weitere Beteiligte der Fachhochschule sind Gabriele Braun vom Zentrum für Sprachen und Interkulturelle Kompetenz, Anita Gruber vom Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Carsten Schlüter-Knauer von der Zentralen Studienberatung, der AStA und zwei Studierende mit Migrationshintergrund sowie zeitweise das Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity über die Professorinnen Melanie Plößer und Sabah Badri-Höher.

Bisher hat das Team verschiedene Aktionen umgesetzt, darunter eine Studie zur Situation der betroffenen Studierenden an der Hochschule selbst und die Erprobung eines „Migrationsbotschafters“ zum langfristigen Aufbau eines Mentorenprogramms für Studieninteressierte und bereits eingeschriebene Studierende.

GLEICHE CHANCEN?

Mit ihrem Team führte die Pädagogin Prof. Melanie Plößler, damalige geschäftsführende Direktorin des Instituts für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity (IGD), 2010 eine Studie zum Thema „Erfahrungen von Studierenden mit Migrationshintergrund an der Fachhochschule Kiel“ durch. Katja Jantz sprach mit ihr über den Anlass, das Vorgehen und die Ergebnisse.

Wie kommt es zu bildungsbezogenen Benachteiligungen von Kindern und Jugendlichen aus Familien mit Migrationshintergrund an Hochschulen?

Es gibt eine Vielzahl von Faktoren, die meistens zusammenwirken. Zum einen sind die jungen Migrantinnen und Migranten schon durch das Schulsystem benachteiligt und schneiden deshalb insgesamt schlechter ab. Daneben spielt der Bereich Sprache eine große Rolle. Die Idee „Man spricht deutsch“ ist hierzulande immer noch vorherrschend. Dabei ist erwiesen, dass mehrsprachige Schulen und Hochschulen weitaus größere Lern- und Bildungserfolge bieten als einsprachig ausgerichtete. Ein weiteres Problem ist, dass die Jugendlichen nicht als selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft betrachtet werden. Ein Student hat im Rahmen unserer Studie gesagt: „Ich fühle mich hier heimisch, aber nicht zugehörig.“

Welche Aspekte haben Sie in Ihrer Untersuchung beleuchtet?

Wir haben uns auf drei Bereiche konzentriert. Zum einen haben uns die Gründe und Hindernisse interessiert, die es jungen Migrantinnen und Migranten erschweren, ein Hochschulstudium aufzunehmen. Zum anderen wollten wir wissen, wie sie ihre bisherigen Erfahrungen im Bildungsbereich interpretieren und wie sie ihr Studium hier an der FH erleben. Im dritten Schritt haben wir gefragt, welche Handlungsempfehlungen sie an das Bildungssystem im Allgemeinen und an die FH Kiel im Besonderen haben. Zusätzlich haben wir uns angeschaut, welche individuellen Bewältigungs- und Handlungsstrategien die Migrantinnen

und Migranten entwickelt haben, um mit ihren Erlebnissen umzugehen und was sie letztendlich dazu bewegt hat, diesen Bildungsweg einzuschlagen. Insgesamt haben wir elf Studierende interviewt und die Gespräche anschließend qualitativ ausgewertet. Wir wollten sie selbst über ihre Erfahrungen sprechen lassen und nicht über sie sprechen, wie es in aktuellen Diskursen sonst oft der Fall ist.

Wie lautet das Fazit Ihrer Studie?

Es ist deutlich geworden, dass sich alle Befragten sehr mit der FH Kiel identifizieren und sie als einen Ort empfinden, an dem sie sich wohl fühlen. Sie haben viele Dinge gelobt, z. B. dass bereits Teile der Homepage in russischer Sprache angeboten werden. Auch die Interdisziplinären

Möchte für Studierende mit Migrationshintergrund die Bedingungen an der Hochschule verbessern: Prof. Plößler setzt sich für neue Denkansätze und Konzepte ein.



Foto: Lukas Steinbrecher

Wochen empfanden alle als sehr gute Möglichkeit, um gemeinsam interkulturelle Themen anzuschneiden. Besonders positiv fand ich die Tatsache, dass alle Befragten eine sehr große Handlungsfähigkeit und Motivation bewiesen haben, um für sich einen Weg in die Hochschule zu finden und diesen auch weiter zu gehen. Vor allem Studierende aus dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit nutzen ihre eigenen Diskriminierungserfahrungen mit dem Bildungssystem sozusagen als Ressource und machen

Welche Wünsche und Vorschläge haben die Studierenden für ihre Zukunft an der Hochschule geäußert?

Sie möchten nicht etwa große Veränderungen in Form von Extrakursen, sondern hoffen auf eine zunehmende Sensibilität für interkulturelle Themen bei allen Hochschulmitgliedern. Dies kann zum Beispiel durch die Teilnahme an interkulturellen Trainings und Anti-Rassismus-Workshops erreicht werden, die helfen zu erkennen, wo Machtungleichheiten und Stereotypisierungen auftreten. Gleichzeitig zeigen

» Der wichtigste Schritt wäre anzuerkennen, dass Deutschland eine Migrationsgesellschaft ist und nicht so zu tun, als wüsste man davon nichts «

sie zu einem Thema, für das sie sich stark engagieren. Es fällt ihnen leichter, mit Menschen umzugehen, die ebenfalls Ausschlusserfahrungen gemacht haben.

Wie sehen diese Erfahrungen mit Diskriminierung aus?

Erschreckenderweise werden der Alltag und die Bildungsbiographien der Migrantinnen und Migranten immer wieder von der Erfahrung geprägt, als „anders“ angesprochen zu werden. Die Studierenden berichteten uns von einem typischen Beispiel: Wenn sie gefragt werden, woher sie kommen und ihren Wohnort nennen, wird immer noch einmal nachgefragt, woher sie denn nun wirklich kommen, aus welchem Land.

Der bekannte Pädagoge Paul Mecheril hat den Begriff „Migrationsandere“ geprägt. Damit weist er darauf hin, dass Migrantinnen und Migranten keine natürliche Kategorie sind. Sie wird immer wieder hergestellt, die Betroffenen werden also von ihrem Umfeld zu Migrantinnen und Migranten gemacht. Eine Studentin erzählte, sie könne machen, was sie wolle, sich perfekt benehmen und eine angepasste Vorzeige-Ausländerin sein. Trotzdem werde ihr immer wieder gespiegelt, dass sie nicht so ganz dazugehöre. Solche Erfahrungen erschweren diesen jungen Menschen die Annahme, die für viele andere ganz selbstverständlich ist: Mir steht die Welt offen und ich kann in diesem Land alles machen.

sie Hilfestellungen auf, um Problemen entgegenzuwirken. Wir haben viele der tollen Vorschläge, Impulse und Anregungen in unseren Arbeitskreis „Migration und Bildung“ hineingetragen, um zu prüfen, was wir tun können, um die FH migrationssensibler zu machen.

Welche Erkenntnisse sind nötig, um gezielt Maßnahmen in Angriff nehmen zu können?

Pädagogische Einrichtungen im Allgemeinen und auch wir als Hochschule im Besonderen sollten noch viel stärker und kritischer die eigenen Normen und Vorannahmen reflektieren. Erfahrungsgemäß fällt der Blick häufig zuerst auf die Migrantinnen und Migranten. Was müssen sie machen? Eine Hochschule mit dem Anspruch, migrationssensibel und pädagogisch interkulturell zu sein, kommt aber nicht darum herum, bei sich selbst anzusetzen. Der wichtigste Schritt wäre anzuerkennen, dass Deutschland eine Migrationsgesellschaft ist und nicht so zu tun, als wüsste man davon nichts. Diskriminierungen sind in unserem Bildungssystem durchaus vorhanden – auch wenn wir sie nicht gerne wahrhaben möchten. Nur wenn wir diesem Problem offen gegenüberstehen, können wir herausfinden, wie wir die Situation gemeinsam mit den Betroffenen verändern und verbessern können.

Interview: Katja Jantz

BRÜCKEN BAUEN.

Eigentlich könnte sich Karmand Berwari* ganz auf seine Karriere konzentrieren. In wenigen Monaten beendet der 28-Jährige sein Masterstudium der Wirtschaftsinformatik. Trotzdem engagiert er sich im Projekt „Migration und Bildung“, als erster „Migrationsbotschafter“ der FH Kiel. Für ihn eine Herzensangelegenheit.

13 Jahre alt ist Karmand Berwari*, als seine Familie, Kurden aus dem Norden des Iraks, ihre Heimat verlassen muss. Die Familie flüchtet über die Türkei und Griechenland nach Deutschland und gelangt nach Lübeck, wo Karmand Berwari zunächst eine Sprachschule besucht: „Das hat nicht so gut funktioniert. 90 Prozent der Kinder waren Türken, da haben wir Türkisch gelernt statt Deutsch“, erinnert er sich heute. Auf die Sprach folgen Grund- und Realschule und ein Fachgymnasium. Karmand Berwari erklimmt Schulstufe für Schulstufe, Unterstützung findet er dabei kaum. Seine Eltern können ihm trotz ihres akademischen Hintergrunds selten helfen, an der Schule traut man dem Jungen aus dem Irak sehr wenig zu. „Ich

bin in vielen Bereichen gebremst worden. Es gab eine Lehrerin, die sich freute, als ich sagte, dass ich studieren möchte. Aber es gab eben auch die Lehrer, die meinten, dass ich es nicht schaffen kann, wegen der Sprache.“

Karmand Berwari setzt sich durch, erlangt die Fachhochschulreife, leistet seinen Zivildienst in einer Behinderteneinrichtung und schreibt sich schließlich 2005 an der FH Kiel für das Bachelorstudium Wirtschaftsinformatik ein. Die Kombination Wirtschaft und Technologie, schwärmt er, sei genau sein Ding und mache ihm viel Spaß. Von Anfang an will er dabei sein, sich nicht ausgrenzen. Sich mit den – wie er sagt – „Einheimischen“ zusammensetzen und zu arbeiten, ist Teil seiner Strategie. Davon profitiere und lerne aber nicht nur er, betont er: „Ein gemischtes Projektteam ist viel dynamischer als ein homogenes. Meine Kommilitonen sollen auch von mir lernen. Sie sollen auch wissen, dass ich aktiv bin und nicht nur Schwächen, sondern auch Stärken habe, die ich in das Projekt einbringe.“

So viel Selbstbewusstsein besitzen aber nicht alle, darüber ist sich der gebürtige Kurde im Klaren. „Ich merke, dass einige Kommilitonen mit Migrationshintergrund doch Schwierigkeiten haben. Am Anfang meines Bachelorstudiums kamen zwei von ihnen mit Gruppenarbeit nicht zurecht und haben sich abgegrenzt. Daraufhin habe ich versucht, ihnen klar zu machen, dass man sich hier nicht ausgrenzen soll. Sie hatten wirklich Schwierigkeiten damit. Der eine hat schließlich mit dem Studium aufgehört und der andere wesentlich

*Karmand Berwari.
(Foto: Lukas Steinbrecher)*

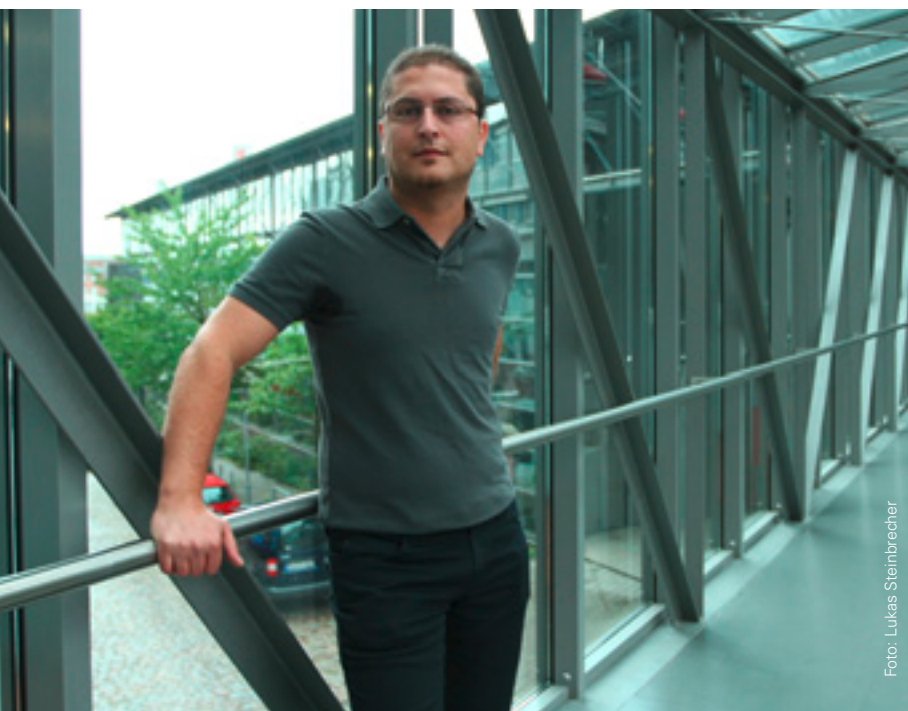


Foto: Lukas Steinbrecher

mehr Zeit gebraucht als der Durchschnitt.“ Und bei allem guten Willen: Nicht jeder, der sich integrieren möchte, kann dies ohne weiteres tun. Tatsache ist, dass die Studierenden auch an Hochschulen direkte Diskriminierungen erfahren, auch an der Fachhochschule Kiel. Karmand Berwari kennt einen Fall, in dem ein Unternehmen die Teilnahme eines ausländischen Studierenden in einem Projekt

habe ich erfahren, dass es doch deutlich weniger Studienfächer sind als ich angenommen hatte. Karmand konnte mir meine Ängste nehmen und dafür bin ich ihm sehr dankbar.“

Mustafa Hussein interessierte sich für Jura, Volkswirtschafts- und Betriebswirtschaftslehre. Sein neuer Mentor besorgte ihm Informationsmaterial über die

» NICHT JEDER, DER SICH INTEGRIEREN MÖCHTE, KANN DIES OHNE WEITERES TUN «

abgelehnt hat. „Absolut unmöglich“, schimpft er. Mit solchen Ungerechtigkeiten möchte er sich nicht abfinden. Parallel zu seinem Studium engagiert er sich früh in StuPa und AStA, ist als „Interkultureller Gesundheitslotse“ im Projekt „Mit Migranten für Migranten“ aktiv, betreut als Referent für Internationales neben ausländischen Studierenden auch die Kollegiatinnen vom Studienkolleg. Und seit dem Frühjahr 2010 ist er Mitarbeiter des Projektes „Migration und Bildung“ an der FH Kiel, als Prototyp des „Migrationsbotschafters“. Berwari hat im Laufe des vergangenen Jahres an mehreren Studieninformationsmessen teilgenommen und auf Wunsch von Lehrkräften eines Kieler Gymnasiums einige Jugendliche persönlich beraten.

Schüler wie Mustafa Hussein. Im Frühjahr 2010 traf sich der gebürtige Afghane zum ersten Mal mit Karmand Berwari auf dem Campus der Fachhochschule. Zwei Stunden saßen die beiden zusammen, erinnert sich Mustafa Hussein: „Ich hatte bereits einen Termin beim Arbeitsamt, mit einem Berater, der die Gymnasien besucht. Aber das Treffen lief nicht so, wie ich es mir gewünscht hatte. Also bin ich hierher gekommen. Ich konnte einige Parallelen zwischen mir und Karmand feststellen, vor allem, was unsere Schullaufbahn betrifft. So habe ich gleich Vertrauen gefasst und es fiel mir leichter, meine Sorgen und meine Ängste auszusprechen. Ich hatte einfach Angst, total überfordert zu sein, zu sehr unter Druck zu stehen. Jetzt

Wunschfächer und vermittelte Kontakte zu Studierenden, übrigens nicht nur an der FH. Dass er Studieninteressierte an andere Hochschulen verweist, stört den FH-Botschafter ebenso wenig wie die übrigen Projektbeteiligten. Natürlich hofft die Hochschule, die Jugendlichen für ein Studium an der FH Kiel zu gewinnen. Übergeordnetes Ziel ist aber ausdrücklich, die Betroffenen generell für ein Hochschulstudium zu begeistern. Basierend auf den Erfahrungen Karmand Berwaris baut die Hochschule ihr Mentorenprogramm künftig mit weiteren Studierenden aus (siehe Seite 15).

» ICH HATTE EINFACH ANGST, TOTAL ÜBERFORDERT ZU SEIN, ZU SEHR UNTER DRUCK ZU STEHEN «

Ob Karmand Berwari im kommenden Semester noch dabei sein wird, ist offen. Zurzeit verhandelt der Wirtschaftsinformatiker mit einem hiesigen Unternehmen über ein Projekt. Sollte dieses Projekt realisiert werden, kann er in Kiel bleiben und als ehrenamtlicher Mentor weitermachen. Wie er sagt, für ihn eine echte Herzensangelegenheit: „Während meiner Kindheit und Schulzeit habe ich es vermisst, dass sich jemand an meine Seite stellt. Und jetzt versuche ich, anderen das zu geben. Das ist meine Motivation. Außerdem möchte ich einfach auch wissen, wie es an der FH weitergeht.“

Text: Frauke Schäfer

BOTSCHAFTERINNEN GEFORDERT!

Anita Gruber arbeitet schon seit vielen Jahren als Lehrkraft für besondere Aufgaben am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Schwerpunkte ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit sind die Interkulturelle Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und Interkulturelle Kompetenz. Die Diplom-Pädagogin ist verantwortlich für das Lehrmodul „Migration und Bildung“ mit dem die FH künftig „Migrationsbotschafterinnen“ ausbilden möchte. Wie das Ganze funktioniert? Frauke Schäfer hat für viel. nachgefragt.

An wen richtet sich das Modul „Migration und Bildung“?

Unsere Hauptzielgruppe sind Studierende mit Migrationshintergrund, wobei wir Studierende ohne Migrationshintergrund auch nicht ausschließen, aber das Lehrmodul zielt vor allem auf die andere Gruppe ab. Wir wollen diese Studierenden dafür qualifizieren, Schüler und Schülerinnen mit Migrationshintergrund im Hinblick auf eine Hochschullaufbahn zu beraten.

Warum besteht an dieser Stelle Beratungsbedarf?

Der Anteil von Studierenden mit Migrationshintergrund ist an den Hochschulen statistisch gesehen sehr gering. Noch seltener besuchen diejenigen eine Hochschule, die in Deutschland aufgewachsen sind. Bildungsstudien erklären dies damit, dass bei den Migrantenfamilien oder auch bei den Schülern und Schülerinnen mit Migrationshintergrund zu wenig Informationen über die Hochschulzugänge vorhanden sind. Außerdem gibt es ohnehin eine Hemmschwelle: „Trau ich mir das zu, kann ich das?“ Auch das Wissen um die Durchlässigkeit unseres Bildungssystems, d.h. dass auch mit einem Realschulabschluss oder sogar mit einem Hauptschulabschluss ein Studium möglich ist, ist in Migrantenfamilien gar nicht vorhanden.

Wie und wo wollen Sie die Betroffenen informieren?

Vor allem in Schulen und auf Bildungsmessen. Wir setzen aber auch auf die Kooperation mit den Selbstorganisationen, wie der Türkischen Gemeinde oder

dem Alevitischen Kulturverein, also dort, wo die Familien, Kinder und Jugendlichen vor Ort sind. Die Beratungstätigkeit soll in der Kernregion Kiel ausgeübt werden, dazu gehören auch Schulen und Einrichtungen in Neumünster sowie in den Kreisen Rendsburg-Eckernförde und Plön.

Es geht also nicht nur um neue Studierende für die FH Kiel?

Nein, dies ist keine Werbemaßnahme für die FH, es geht dabei um die deutsche Hochschullandschaft. Unser Vorhaben ist nicht nur auf Schleswig-Holstein beschränkt und schon gar nicht auf die FH Kiel.

Schon 25 Studierende meldeten sich, um als „Migrationsbotschafterinnen“ aktiv zu werden. Bei Anita Gruber lernen sie, worauf es ankommt.



Foto: Lukas Steinbrecht

Sie haben mittlerweile zwei Informationsveranstaltungen durchgeführt, um Studierende für das Modul zu gewinnen. Wie fiel die Resonanz aus?

Der Anmeldestand nach unseren Infoveranstaltungen hat mich positiv überrascht. Inzwischen haben sich 25 Studierende aus allen Fachbereichen, bis auf Agrarwirtschaft, verbindlich angemeldet. Davon sind 13 Studierende mit Migrationshintergrund. Ich finde das klasse. Wir müssen jetzt entscheiden, wie wir damit umgehen, weil wir uns eigentlich keine Obergrenze gesetzt haben. Wir werden noch nicht alle aufnehmen können, 16 reichen uns eigentlich. Aber alle, die sich angemeldet haben, werden auf jeden Fall berücksichtigt.

Wie wollen Sie die Studierenden qualifizieren?

Das Modul findet innerhalb der Interdisziplinären Wochen statt, zum ersten Mal im Wintersemester 2011/12. Mit diesem fachbereichsübergreifenden Modul möchten wir alle Fachbereiche erreichen. Die Studierenden werden in Rhetorik, Gesprächsführung und interkulturellen Kompetenzen geschult. Darüber hinaus vermitteln wir migrationstheoretische Grundlagen und auch Sachkompetenz im Hinblick auf die Hochschullandschaft der Bundesrepublik Deutschland, auf Hochschulzugangsmöglichkeiten und auf Finanzierungsmöglichkeiten des Studiums. Studierende mit Migrationshintergrund stammen häufig aus eher niedrigen sozialen Schichten. Sie sind stärker auf BAföG und ihren eigenen Verdienst angewiesen, um die geringere finanzielle Unterstützung durch ihre Eltern zu kompensieren.

Wie erklären Sie sich das große Interesse an dem Programm?

Das ist eine spannende Frage. Ich würde sagen, zum einen zeigt es, dass das Thema wirklich aktuell ist. Zum anderen, glaube ich, zeigt es auch, dass die Studierenden mit Migrationshintergrund aufgrund ihrer eigenen Bildungsbiografie

schon sehr viel damit verbinden können. Außerdem lässt sich die Attraktivität noch dadurch erklären, dass die Inhalte des Moduls auch einen Wert für die eigene Persönlichkeitsbildung haben. Die Studierenden lernen etwas, das einen Sinn ergibt, egal in welchem Studiefach. Und es zeigt eine große Bereitschaft der Studierenden, an dieser Stelle auch ehrenamtlich aktiv zu werden, was mich besonders freut.

Aber für die Teilnahme am Modul wird es doch Credit Points geben, oder?

Ja, die Studierenden bekommen fünf Credit Points, das ist nicht besonders viel. Die Anerkennung ist auch noch offen. Es gibt nach wie vor einige Fachbereiche – leider gehört selbst unserer dazu –, die diese fachbereichsübergreifenden Module laut Prüfungsordnung noch nicht anerkennen können, weil die Änderungen an dieser Stelle noch nicht stattgefunden haben. Die Studierenden bekommen die Credit Points zwar bestätigt, aber für ihr Studium

» Außerdem lässt sich die Attraktivität noch dadurch erklären, dass die Inhalte des Moduls auch einen Wert für die eigene Persönlichkeitsbildung haben «

selbst keine Entlastung. Insofern ist es für mich auch ein Stück weit Ehrenamt. Die eigentliche Arbeit folgt ja auch erst, wenn die Studierenden das Modul in der Theorie absolviert haben. Wir machen eine Modulprüfung und dann gehen sie in die praktische Tätigkeit, die viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Ein Plus ist aber, dass diese Tätigkeit von der FH supervidiert wird. Die Studierenden werden also nicht allein gelassen und ich glaube, das ist schon ein ganz gutes Gesamtpaket.

Interview: Frauke Schäfer

LIEBLINGSPROJEKT

KRISTINA FISCHER (28), FACHBEREICH SOZIALE ARBEIT UND GESUNDHEIT

Im November geht **startIng!** in seine fünfte Runde. Bei startIng! treten alle Erstsemester aus dem Fachbereich Maschinenwesen in Teams gegeneinander an und erarbeiten eine Lösung für ein reales maschinenbauliches Problem. Dabei stehen ihnen speziell geschulte Coachs nicht nur aus dem eigenen Fachbereich, sondern auch aus dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit zur Seite. Denn bei startIng! geht es nicht nur um Wissen und harte Fakten, sondern gleichwertig um Soft Skills wie z. B. Teamgeist. Gewinnen kann nur das Team, das eine gelungene fachliche Lösung in Kombination mit einer guten Teamleistung abliefern.

2010 habe ich das erste Mal bei startIng! als Teamcoach mitgearbeitet. Als Studentin des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit sollte ich die Teams unter anderem in Hinblick auf ihre Zusammenarbeit und ihr Teamgefühl bewerten. Kam es zu Konflikten, so war ich Moderatorin und Streitschlichterin und versuchte, das Team wieder näher zusammenzubringen. Dabei konnte ich mein theoretisches Wissen praktisch anwenden und erweitern. Gerade die Konfliktsituationen sind im Nachhinein betrachtet eine wertvolle Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Fast nebenbei habe ich während des Projektes über den Tellerrand meines Studienganges geguckt und mich mit Maschinenbau auseinandergesetzt.

Es war interessant zu sehen, wie in einem anderen Fachbereich studiert, gearbeitet und gelehrt wird. Daher habe ich mich dieses Jahr wieder als Teamcoach beworben. Ich freue mich schon jetzt auf ein arbeitsintensives aber erfahrungsbringendes startIng! 2011!



EIN CAMPUS, ZWEI WELTEN

BEOBSACHTUNGEN EINES AUSTAUSCHSTUDENTEN
AN EINER MEXIKANISCHEN PRIVATUNI

Jessica A. dreht den Zündschlüssel ihres silbernen VW Jetta und manövriert den Wagen aus der Einfahrt. Auch ihr bunt bemalter VW-Bus steht in der Garage, ihren Zweitwagen benutzt sie aber nur selten. Jessica A. ist 18 Jahre alt, ihre Eltern sind geschieden. Am Wochenende lebt sie bei ihrem Vater, einem Zahnarzt, unter der Woche bei ihrer Mutter, einer Modedesignerin. In einem wohlhabenden Viertel am Rande der Millionenstadt Puebla steht das gewaltige Haus, in dem außer Jessica A., ihrer Mutter und ihrer Schwester auch die beiden Muchachas, Dienstmädchen, leben. Rund eine Viertelstunde dauert die Fahrt zur Universidad de las Américas Puebla, der UDLAP.

Obwohl mit rund 8.000 Studierenden längst nicht die größte Universität Mexikos, ist die UDLAP im ganzen Land bekannt. Fragt man Erstsemester, warum sie sich für diese Universität entschieden haben, lautet die Antwort oft: „Die UDLAP hat Prestige.“ 3.500 Euro kostet ein Semester, mindestens. Abgerechnet wird pro Kurs, bei sieben Kursen sind es schon knapp 5.000 Euro. Obwohl viele Studierende Teilstipendien erhalten, d.h. Ermäßigungen von zehn Prozent und mehr, studiert hier fast ausschließlich Mexikos Oberschicht.

Auch der Campus der UDLAP wird oft als Auswahlkriterium genannt. Perfekt getrimmte Rasenflächen, penibel gepflegte Gärten, stattliche Brunnen und historisch anmutende Gebäude, die – obwohl kaum 40 Jahre alt – mit ihren steinernen Bögen einen Hauch von Harvard vermitteln, erstrecken sich auf über 700.000 Quadratmetern. Eine Idylle, zu der längst nicht alle Zutritt haben: Ein hoher Zaun hält ungebetene Gäste fern, sechs Tore trennen den Campus von der Außenwelt, Sicherheitsleute kontrollieren Studierenden- und Mitarbeiterinnenausweise.

Carlos G.* ist einer dieser Sicherheitsleute. Er ist 51 Jahre alt, auf dem Campus arbeitet er bereits seit 16 Jahren. Er spricht ruhig, fällt nicht auf. Wer ihn nicht kennt, nimmt ihn kaum wahr. Carlos G. ist als Kind zwar zur Schule gegangen, hat sie aber nicht beendet – das bezeichnet er heute als einen großen Fehler. Lange hielt er sich mit verschiedenen Jobs über Wasser, bis er eines Tages im Bus Studierende in einer fremden Sprache sprechen hörte, Englisch oder Französisch, er war sich nicht sicher. Aber es faszinierte ihn. Er ging zur UDLAP und fragte, ob er dort arbeiten könne. Einige Prüfungen, Untersuchungen und Gespräche musste Carlos G. bewältigen, dann bekam er den Job auf dem Campus.

Wenn der Wachmann früh morgens auf sein Fahrrad steigt, ist es noch dunkel. Um 7 Uhr morgens beginnt seine Schicht, um 7 Uhr abends endet sie. Im Winter ist es dann schon wieder dunkel, nur der Mond und die vorbeirauschenden Autos beleuchten die schlaglochreiche Straße, die zu seinem fünf Kilometer entfernten

Jessica A. lebt in Mexiko auf der Sonnenseite und schaut optimistisch in ihre Zukunft. Nach ihrem Studium an der UDLAP möchte die 18-Jährige Schauspielerin, Journalistin oder Sängerin werden.



*Name geändert



An der UDLAP studiert vornehmlich Mexikos Oberschicht. Getrimmte Rasenflächen, gestutzte Hecken, gepflegte Blumenarrangements – die Studierenden sollen sich hier wie zuhause fühlen.



Bestens abgeschirmt: Sicherheitsleute wie Carlos G. sorgen dafür, dass die Studierenden auf dem Campus unter sich bleiben. →



Haus führt. Dort wartet seine Familie auf ihn, gemeinsam essen sie zu Abend, trinken Milch. Seine Frau und die drei Kinder, neun, elf und vierzehn Jahre alt, sind das Wichtigste in seinem Leben, sagt er. Sein kleines Häuschen hat sich Carlos G. hart erarbeitet, es ist spärlich möbliert. Im Vorgarten stehen einige Kakteen, er pflegt sie an seinem freien Tag. Für weitere Hobbys reichen weder Zeit noch Geld. Jetzt, da er nach der Arbeit neben Frau und Tochter auf dem Sofa sitzt, wirkt er ausgelaugt, seine Stimme ist plötzlich sehr schwach. Im Wohnzimmer steht ein großes Paket, eingehüllt in Plastikfolie. „Das ist ein Bett für meine Tochter, wir haben es gerade gekauft“, erzählt Carlos G. „In meiner Kindheit hatte ich kein Bett. Wir waren elf Kinder, haben alle auf dem Boden geschlafen. Ich habe mir immer gesagt: ‚Meine Kinder sollen ihr eigenes Bett haben.‘ Zum Glück können wir uns solche Dinge leisten.“ Trotzdem, als er über seine

finanzielle Situation spricht, werden seine Augen feucht.

Carlos G.'s Frau Guadalupe arbeitet in einem Supermarkt, von 7 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags, so kann sie sich anschließend um die Kinder kümmern. „Wir sind ein gutes Team“, sagt sie. „Ich kenne andere Mütter, die würden auch gerne arbeiten, aber ihre Ehemänner erlauben es nicht.“ Zusammen stemmen sie die Ausgaben. Lebensmittel, Strom, Gas, Wasser – und die Kinder brauchen jetzt auch Internet.

Jessica A. zeigt ihren Studierendenausweis vor, als sie den Campus betritt. Carlos G. nickt und winkt sie durch. Einige Studierende kennt er gut, sie bleiben stehen und unterhalten sich mit ihm. Andere nervt es, dass sie beim Eintritt ihren Ausweis vorzeigen müssen. Besonders gerne unterhält sich Carlos G. mit den vielen Austauschstu-



Fotos: Simon Ruf

dentinnen, fast 300 kommen jedes Semester, viele von ihnen aus den USA, Australien, Frankreich oder Deutschland. Ist er selbst schon einmal verreist? Nein, sagt der Wachmann, aber im Juli habe er ein paar Tage frei. „Dann möchte ich einmal mit meiner Familie wegfahren. Zwei Tage vielleicht. Hier in Puebla, weit weg wohl eher nicht.“

Wenn Jessica A. nach ihren Vorlesungen heim kommt, haben die beiden Muchachas den Tisch gedeckt und servieren das Essen. Jessica A. studiert Kommunikations- und Theaterwissenschaften, ist lebendig, extrovertiert, immerzu freundlich. Später möchte sie Schauspielerin oder Journalistin werden oder auch Sängerin, genau weiß sie es noch nicht, wer weiß das schon mit 18? Sie hat die deutsch-mexikanische Humboldt-Schule in Puebla besucht und ist sechs Monate lang in Berlin zur Schule gegangen. Auch in den USA hat sie schon gelebt und ein Mädcheninternat besucht.

Jessica A. möchte auch in Zukunft viel reisen, aber endgültig weg aus Mexiko möchte sie nie. Wenn sie über ihr Land spricht, dann schwärmt sie – wie alle ihre Landsleute – vom großen kulturellen Reichtum, den vielen Traditionen, den schönen Stränden und der warmherzigen Mentalität der Mexikanerinnen. Und wie alle ihre Landsleute erwähnt sie den tobenden Drogenkrieg, der schon ganze Städte unbewohnbar gemacht hat, und der seit vielen Monaten täglich die Nachrichten regiert. Was denkt Jessica A. über das enorme soziale Gefälle, die steigende Armut in ihrem Land? Das seien Probleme, die sich nicht so einfach lösen ließen, sagt sie. Ein Regierungswechsel reiche da nicht aus.

Pessimistisch blickt auch Carlos G. in die Zukunft: „Die Ungerechtigkeit wird niemals aufhören. Die Präsidenten kommen und gehen und alle versprechen sie, dass sich etwas ändern wird. Aber es wird sich niemals etwas ändern.“ Eine Hoffnung bleibt ihm: Wenn seine Kinder in einigen Jahren die Schule beenden, sollen sie an der UDLAP studieren. Mitarbeiterkinder erhalten grundsätzlich ein Vollstipendium.

Also arbeitet Carlos G. weiter sechs Tage die Woche, zwölf Stunden pro Tag. Rund 300 Stunden verbringt er so jeden Monat am Gitterzaun, während die Studierenden an ihm vorbeiströmen, viele von Ihnen mit einem BlackBerry am Ohr oder einem iPad unter dem Arm.

Carlos G. verdient rund 330 Euro im Monat.

Text: Manuel Salmann, Student

INTERNATIONALE STUDIEN - UND AUSBILDUNGSPARTNERSCHAFT (ISAP)

Die Fachhochschule Kiel und die Universidad de las Américas Puebla organisieren einen Austausch im Rahmen der Internationalen Studien- und Ausbildungspartnerschaften (ISAP). Manuel Salmann studiert Multimedia Production am Fachbereich Medien und verbrachte zwei Auslandssemester an der UDLAP in Mexiko. Das Programm wird vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) gefördert.

ALLEIN UNTER MÄNNERN

Als einzige Professorin am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik steht Sabah Badri-Höher ihre Frau: kompetent und konsequent. Jan Köster sprach mit ihr über Kinder und Karriere, Kommunikationstechnik und Kopftuch.



Foto: Jan Köster

*Gibt alles –
in allen Bereichen:
Prof. Badri-Höher
verbindet erfolgreich
Familie und Beruf.* ↓



Sie wirkt entspannt. Andere Leute wären eher etwas nervös, wenn sie für ein Porträt in einem Printmagazin von sich erzählen sollten. Doch Professorin Dr.-Ing. Sabah Badri-Höher hat dazu keinen Grund: Sie kann eine Menge – und sie weiß es. Sie hat viel geschuftet, viel erreicht, steckt mitten im Leben und in spannenden Projekten und ruht in sich selbst. „Locker bleiben“ ist ein Motto, das vermutlich irgendwo ganz oben auf der Liste ihrer Lebens-Leitlinien steht.

Wenn die gebürtige Marokkanerin von ihrem beruflichen Werdegang erzählt, klingt alles ganz selbstverständlich. Trotzdem ist es etwas Besonderes, dass sie jetzt als Professorin im Fachbereich Informatik und Elektrotechnik an der Fachhochschule Kiel unterrichtet und anwendungsbezogen forscht: Ihr Büro im Institut für Kommunikationstechnik und Mikroelektronik liegt mitten in einer Männerwelt – vor ihr hat es dort noch nie eine Professorin gegeben. Die Studierenden, die sie unterrichtet, sind spätestens ab dem vierten Semester fast ohne Ausnahme männlich.

In Marokko war das anders. „Als ich in Casablanca Physik studierte, waren wir nach dem Vordiplom immerhin noch 36 Mädchen von insgesamt 200 Studierenden“, erzählt Prof. Badri-Höher. Mathematik und Technik mochte sie schon immer, das Physikstudium war die logische Folge. Weil aber die Möglichkeiten, in Forschung und Entwicklung zu arbeiten, in Marokko begrenzt waren, ging sie auf den Rat eines ihrer Professoren 1991 nach Deutschland. Natürlich musste die junge Physikerin dafür Deutsch lernen – sie tat es. 18 Monate lang, nebenher, erst in Casablanca, dann in Deutschland. Und „natürlich“ wurde ihr marokkanischer Hochschulabschluss in Deutschland nicht anerkannt. An der Universität in Paderborn konnte sie auf die Schnelle die mündliche Vordiplomprü-

fung ablegen, das Hauptstudium musste sie jedoch erneut machen. „Ich wollte aber nicht Physik noch einmal komplett wiederholen, sondern lieber etwas Neues machen. Darum habe ich Elektrotechnik studiert“, erzählt die heute 45-Jährige. 1996 hatte sie auch ihr deutsches Diplom in der Tasche und fand eine Stelle am Fraunhofer Institut in Erlangen. Dort bekam sie später einen Tag pro Woche Zeit, um sich an der Universität Erlangen ihrer Promotion zu widmen. „Nachdem ich am Fraunhofer Institut drei Jahre hart für verschiedene Projekte gearbeitet hatte, hatte ich mir das verdient“, sagt Sabah Badri-Höher. Was sich nach Belohnung anhört, war knüppelharte Arbeit: Vier Tage die Woche Arbeit im Fraunhofer Institut, Freitag, Sonnabend und Sonntag die Arbeit an der Dissertation. Freizeit gab es kaum. „Ich hatte das Ziel der Promotion und musste eben Prioritäten setzen“, erklärt sie.

Mit ihrem Mann Peter Adam Höher, heute einer der Direktoren des Instituts für Elektrotechnik und Informationstechnik an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU), führte sie in dieser Zeit zunächst eine Fernbeziehung. 2001 hatte sie auch ihre Promotion bestanden und zog zu ihrem Mann nach Heikendorf. Anfang 2002 kam ihr erstes Kind zur Welt. „Auf die Idee, wegen des Kindes mit der Arbeit aufzuhören, bin ich nie gekommen. Ich habe eine harte Ausbildung hinter mir. Das ist ein Teil von mir und ich will nicht darauf verzichten“, betont Sabah Badri-Höher. Außerdem hätte eine zu lange Babypause schnell dazu geführt, dass sie den Anschluss an die technische Entwicklung auf ihren Fachgebieten verpasst hätte. Mit Tagesmutter, später Kindergarten und der Nutzung einigermaßen flexibler Arbeitszeiten organisierte das Ehepaar die Kinderbetreuung. Sabah Badri-Höher arbeitete zunächst als Freiberuflerin, später als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Infor-

mations- und Codierungstheorie (ICT) an der Technischen Fakultät der CAU.

Ihre Ziele „wissenschaftliche Karriere“ und „Familie“ behielt sie immer im Blick und geriet so in die bisher wohl anstrengendste Zeit ihres Lebens: 2005 brachte

» DAS WAR VIEL ORGANISATION UND GLÜCK, DASS ALLES GEKLAPPT HAT «

sie ihr zweites Kind zur Welt und nahm den Ruf auf eine halbe Professur an der Uni Bremen an. Zwei Mal pro Woche pendelte sie zwischen Heikendorf und Bremen, die restlichen Arbeitstage gehörten der Arbeitsgruppe ICT in Kiel. Ebenfalls 2005 gründete sie mit ihrem Mann eine Telekommunikations-Beratungsfirma. 2006 war dann auch noch das dritte Kind unterwegs. Wie hat sie das bloß alles geschafft? „Ich weiß es nicht mehr“, sagt die Professorin, lacht, überlegt und fügt hinzu: „Das war viel Organisation und Glück, dass alles geklappt hat.“

2007 nahm sie eine Vollzeit-Professur an der privaten Fachschule für Wirtschaft und Technik im niedersächsischen Oldenburg an. 2009 dann der Wechsel an die FH Kiel. Gut fünf Minuten dauert ihr Weg zur Arbeit jetzt, die Kinder sind neun, sechs und vier Jahre alt, die Familie ist komplett, das Größte hat Sabah Badri-Höher erst mal hinter sich – vielleicht ist sie auch deswegen so entspannt in diesem Gespräch.

Als erste Informatik-Professorin der Fachhochschule Kiel entwickelt sie derzeit unter anderem die technischen Grundlagen für ein akustisches Warnsystem zum Schutz von Schweinswalen und ein optisches Feedback-System, mit dem Studierende der Zahnmedizin präzise und effektiv die sehr speziellen Bewegungen beim Führen des Werkzeugs zur Zahnsteinentfernung lernen sollen. Daneben hält sie 16 Stunden pro Woche Vorlesungen und leitet Seminare und Übungen. Zwei Wochenstunden arbeitet sie für das

Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity der FH Kiel. Prof. Badri-Höher ist eine von drei Direktorinnen des Instituts. „Da geht es um Fragen wie: ‚Welche Maßnahmen müssen wir treffen, um die Lehrqualität in Verbindung mit einer Erhöhung des Frauenanteils im technischen Bereich zu verbessern?‘ Ich kann den Bereich Frau und Technik mitgestalten, und es geht darum, Studierende mit Migrationshintergrund zu unterstützen“, erklärt die Professorin.

Gegen Ende des Gesprächs ist klar, dass die Informatikerin nicht nur zielstrebig und diszipliniert ist, sondern auch sehr konsequent. Deswegen trägt die gläubige Muslima seit ihrer Pilgerreise nach Mekka 2007 auch Kopftuch. „Damals habe ich beschlossen, dass ich es behalten möchte“, sagt Sabah Badri-Höher. Für sie gehört es heute aus einer ganzen Reihe von Gründen fest zu ihrem Glauben und ist somit ein sehr persönlicher Teil von ihr. Als sie sich an der FH um die Professur bewarb, erschien sie konsequenterweise

» Sie lebt ihr Kopftuch als Selbstverständlichkeit und ist damit voll akzeptiert «

mit Kopftuch zum Bewerbungsgespräch, auch auf dem Foto in ihrer Bewerbungsmappe war sie damit abgebildet. Sie lebt ihr Kopftuch als Selbstverständlichkeit und ist damit voll akzeptiert. Im alltäglichen Umgang mit Studierenden und den Kolleginnen und Kollegen spielt es keine Rolle, wie Prof. Sabah Badri-Höher versichert: „Es ist, als ob mein Kopftuch gar nicht da wäre – das ist genau so, wie man es sich wünscht.“

Text: Jan Köster

VON KAKAMEGA NACH KIEL

Susan Obango ist eine von 59 Teilnehmerinnen am Studienkolleg. Die 26-Jährige berichtete Petra Langmaack von ihrer ersten Zeit in Deutschland, den Hürden auf dem Weg in das Studienkolleg, sie erzählt von Heimweh und Zukunftsplänen.

Der Weg zur FH Kiel könnte innerhalb der Stadt kaum weiter sein: Das Studentenwohnheim, in dem Susan Obango wohnt, liegt nicht auf dem Ostufer in Dietrichsdorf, sondern genau auf der gegenüberliegenden Seite der Förde. Doch diese Entfernung zum Campus scheint die 26-jährige Studentin aus Kenia nicht zu stören. Weite Wege ist sie in vielfacher Hinsicht gewöhnt – nicht nur in Kilometern. Ist es doch für Studentinnen aus dem Ausland oft schwerer, ein Studium an einer hiesigen Fachhochschule oder Universität zu absolvieren als für Einheimische. Neben den ganzen Hochschulformalitäten, die schon für in Deutschland aufgewachsene Studentinnen manchmal schwer überschaubar sind, kommen Hürden wie Sprache und kulturelle Unterschiede hinzu.

„Als ich vor zwei Jahren nach Deutschland kam, konnte ich am Anfang nur ‚Ja‘ sagen“, erzählt Susan Obango von ihrer Anfangszeit als Au-pair in Frankfurt am Main. In ihrer Gastfamilie war die Verständigung zunächst schwierig, da nur der Gastvater etwas Englisch sprach. Lachend erzählt sie von ihrem ersten Kontakt mit der deutschen Esskultur. „Zum Abendbrot gab es tatsächlich nur Brot. Ich dachte, das sei nur ein leichtes Essen vorweg und danach käme noch

Susan Obango geht beharrlich ihren Weg. Die Kenianerin will in Deutschland studieren. Am Studienkolleg verbessert sie nicht nur ihre Sprachkenntnisse. ➔





Voll bei der Sache: Susan Obango genießt es, Fahrrad zu fahren. Sie hat es erst vor kurzem gelernt. In Kenia musste sie aus finanziellen und gesellschaftlichen Gründen darauf verzichten.

etwas Warmes, so wie ich es aus Kenia kenne. Aber dann hat die Gastmutter ‚Gute Nacht‘ gesagt – und ich lag später im Bett und konnte vor Hunger nicht einschlafen.“

Aufgewachsen ist Susan Obango mit sechs Geschwistern in Kenia, genauer gesagt in dem kleinen Ort Kakamega, der am Rande des letzten großen Regenwaldes des afrikanischen Landes liegt und von starker Armut geprägt ist. Beeindruckt hat sie an Deutschland vor allem, dass es hier immer Strom gibt und dass selbst im Alltag vieles mit Maschinen erledigt wird. In Kakamega wird z. B. alles von Hand gewaschen, dort besitzt niemand eine Waschmaschine. „Das kann sich keiner leisten“, erzählt Susan Obango.

In Afrika hat sie bereits ein Studium als Bachelor of Education absolviert und aus-hilfsweise als Lehrerin gearbeitet; doch die Aussichten, nach dem Studium eine staatliche Anstellung zu bekommen, sind schlecht. Lehrerinnen gibt es in Kenia viele, Jobs dagegen wenige. Als Erste erhalten die Älteren die freien Stellen. Die

Absolventinnen müssen meist Jahre auf eine Festanstellung warten. Also schlug Susan Obango sich mit schlecht bezahlten Aushilfsjobs an der Schule durch. „Dann habe ich gehört, dass man in Deutschland als Au-pair arbeiten kann. Ich wollte klein anfangen, das Geld sparen und später dort meinen Master machen.“

Für ein Studentenvisum verlangt die Ausländerbehörde von Studierenden aus Nicht-EU-Mitgliedstaaten den Nachweis, dass sie sich ein Jahr lang aus eigener Tasche finanzieren können. Für viele junge Menschen aus Entwicklungs- und Schwellenländern ist das eine hohe Barriere, so auch für Susan Obango. Sie musste ein Sparguthaben von 8.000 Euro nachweisen. Um das Geld zusammen zu bekommen, hingte sie an ihre Zeit als Au-pair noch ein Freiwilliges Soziales Jahr. „Sparen, wo es geht“ ist seitdem Susan Obangos Devise. Monatlich benötigt sie, wie sie berichtet, zurzeit circa 400 Euro zum Leben. Davon bezahlt sie das Zimmer im Wohnheim, den Semesterbeitrag, die Krankenversicherung und Lebensmittel. Darüber hinaus versucht sie, die Lebenshaltungskosten so gering

wie möglich zu halten. In diesen Semesterferien jobbte die kenianische Studienkollegiatin in einem Hamburger Krankenhaus in der Essensausgabe. Das Geld für die Fahrkarte musste sie natürlich von ihrem verdienten Geld wieder abziehen. Aber sie war froh, in dieser Zeit einen Job gefunden zu haben, denn dieser Zeitraum ist der einzige, in dem sie etwas dazuerdienen darf. Die Ausländerbehörde verbietet das Jobben während des Semesters. „Das Studium geht vor“, lautet die Begründung. Ihre Mutter, eine pensionierte Lehrerin, die in Kenia von 50 Euro monatlich leben muss, kann ihre Tochter finanziell leider nicht unterstützen, obwohl sie es gerne täte.

Mit 26 Jahren ist Susan Obango die Zweitälteste im Studienkolleg. Die meisten Kommilitoninnen sind jünger als 20 Jahre und gerade erst von zu Hause ausgezogen. Neben den Sprachschwierigkeiten eint sie vor allem, dass sie alle weit weg von zu Hause und den Menschen leben, die ihnen nahestehen. Auch Susan Obango plagt oft Heimweh. „Dann telefoniere ich mit meiner Mutter; das hilft mir ein bisschen“, sagt sie und lächelt dabei tapfer. Umso wichtiger ist es, dass es im Studienkolleg familiär zugeht. Die Hilfe der Dozentinnen geht über das „normale“ Unterrichten deutlich hinaus. „Sie geben uns alles, was man braucht. Wenn jemand zum Beispiel einen Brief von einer Behörde nicht versteht, dann helfen die Lehrer uns beim Übersetzen“, erzählt

sie. Diese familiäre Atmosphäre im Studienkolleg ist für viele Studierende gerade in der Anfangszeit besonders wichtig. Auch Susan Obango hat eine Weile gebraucht, bevor sie sich in Kiel privat richtig eingelebt hatte: „In Deutschland kann man nicht einfach Freunde finden. Es ist schwieriger als bei uns zu Hause. In Kenia ist es zum Beispiel viel lauter im Bus und man unterhält sich mit irgendjemandem, den man gar nicht unbedingt kennt. Das geht in Deutschland nicht.“

Susan Obango sieht ihre Zeit im Studienkolleg positiv. Hier konnte sie nicht nur ihre Deutschkenntnisse verbessern, sondern sich auch auf das – aus ihrer Sicht komplexe – deutsche Studiensystem einstellen. Auf die Frage nach ihren Hobbys muss Susan Obango nicht lange überlegen: „Fahrrad fahren!“ sagt sie stolz und lacht. „Nur Fahrrad fahren. Das habe ich hier in Deutschland gelernt.“ In Kenia war ihr das aufgrund finanzieller und gesellschaftlicher Gründe nicht möglich, da es sich für eine Frau einfach nicht schickt, Fahrrad zu fahren. Das ist eine neue Freiheit, die sie ganz offensichtlich genießt und nicht mehr missen möchte.

Und wie geht es weiter nach dem Studienkolleg? Ganz genau weiß Susan Obango es noch nicht, aber sie plant, sich für einen Masterstudiengang zu bewerben. Gerne möchte sie in Deutschland

Text: Petra Langmaack, Studentin

Studienkolleg

Das Studienkolleg ist eine weltweit einmalige Einrichtung an vielen deutschen Hochschulen. Schulabschlüsse aus Nicht-EU-Staaten werden in Deutschland oft nicht anerkannt. Um dennoch in Deutschland studieren zu können, ist der Besuch eines Studienkollegs unumgänglich. Das Studienkolleg in Kiel ist das einzige in Schleswig-Holstein und wurde ursprünglich im Wintersemester 1961/62 als „Studienkolleg Schleswig-Holstein“ in Neumünster gegründet. 1998 zog das Studienkolleg von Neumünster nach Dietrichsdorf auf den Campus der FH Kiel und zählt seit dem 1. Januar 2009 zu den zentralen Einrichtungen der Fachhochschule.

Nach einem Aufnahmetest wurden 2010/11 hier zurzeit 59 Studierende aus 19 Ländern auf das Studium an einer deutschen Fachhochschule vorbereitet. In zwei Semestern können die Kollegiatinnen die Zulassungsberechtigung für eine deutsche Fachhochschule erwerben.

Das Kolleg ist zwar kostenlos, doch die Teilnehmerinnen müssen ihre Lebenshaltungskosten, Krankenversicherung und Studienbeitrag selbst tragen, was für viele eine hohe Belastung bedeutet.

www.fh-kiel.de/studienkolleg



← Nach 15 Monaten Bauzeit war es soweit: im Juni 2011 bezog das Studienkolleg seine neuen Räume am Sokratesplatz. Die Kollegiatinnen servierten nicht nur landestypische Knabberien, sondern trugen auch heimische Trachten.

*Nicht alle Legionäre der Antike
hatten es so bequem wie Percy Gaza.
Meistens schliefen bis zu acht Mann
in einem Zelt – auf dem Boden.*






DER
LEGIONAER
AUS DER VERWALTUNG

NORMALERWEISE ARBEITET PERCY GAZA IN DER ZENTRALVERWALTUNG DER FH KIEL. VON ZEIT ZU ZEIT JEDOCH TAUSCHT ER DAS BÜRO AUF DEM CAMPUS GEGEN DAS ZELT IN EINEM FELDLAGER. DANN WIRD AUS PERCY GAZA DER RÖMISCHE LEGIONÄR „AVLVS TARENTIVS PERCINVS“. LENNART THEEDE UND TYLL RIEDEL TRAFEN IHN AM RATZEBURGER SEE BEIM WYLAG-FESTIVAL.



Fotos: privat

Eine römische „Ballista“. 
Mit diesem Belagerungs-
geschütz wurden Pfeile
verschossen. Aber auch Kugeln
aus Stein oder Ton gefüllt mit
„griechischem Feuer“ hatten
ihren Platz im Arsenal der
Römer.

Schlachtrufe schallen über den Ratzeburger See. Ein Drachenboot gleitet rasch auf das Ufer zu. Es riecht nach Feuer und Rauch. Ein Falkner lässt in Ufernähe seinen Greifvogel fliegen, umringt von staunenden Zuschauerinnen. Unaufhörlich schlägt ein Schmied mit schwerem Werkzeug auf ein glühendes Stück Metall auf seinem Amboss ein. Die Schlachtrufe werden lauter. Das Drachenboot ist fast am Ziel. Die wartenden Ritter machen sich bereit, um Haus und Hof, Frau und Kind zu verteidigen. In dem nahegelegenen Heerlager der Legion „XXI RAPAX“ gehen die Römer auf dem jährlich stattfindenden Racesburg Wylag ebenfalls ihrem Tagewerk nach. Schild

und Speer liegen vor jedem Zelt griffbereit für den Kampf. Auf dem Feuer wird eine kräftige Mahlzeit für die Legionäre zubereitet. Soldaten polieren ihre Rüstungen. Gladiatoren trainieren ihre Kampfkünste. Percy Gaza sitzt in seinem Zelt und zeigt uns seine Schlafstatt sowie seine persönliche Ausrüstung wie den „Gladius“ – das Schwert des römischen Legionärs.

Der Leiter der FH-Liegenschaftsabteilung Uwe Bothe holte den gelernten Energieelektroniker und Verwaltungsfachangestellten 1997 in seine Abteilung. Seit 1995 an der Hochschule, ist Percy Gaza hier sehr zufrieden und eigentlich auch gut ausgelastet. Warum also zwingt er sich einmal im Monat in eine Rüstung und übt bei Wind und Wetter antike Kriegsformationen? „Das Leben als Legionär fasziniert mich. Schon während meiner Schulzeit habe ich viel über die römischen Legionen gelesen und mich für die römische Antike interessiert – und das ist bis heute so geblieben“, erklärt er.

Und dieses Interesse hört eben nicht beim Lesen auf, sondern erstreckt sich auf das „Erleben“ der Geschichte am eigenen Leib. Mit seiner Leidenschaft für die gelebte Vergangenheit ist Percy Gaza nicht allein: Bereits Anfang der 1970er Jahre bildete sich in Großbritannien eine heute immer noch namhafte Gruppe, die das römische Militärleben möglichst realistisch darstellen wollte und damit auch experimentelle Archäologie betrieb. „Reenactment“ nennt man international diese Art der Sichtbarmachung der Vergangenheit und inzwischen gibt es weltweit viele weitere Gruppen. Da die Römer militärisch nachhaltig nur bis zur Elbe vordrangen und sich nach dem Schock der Niederlage in der so genannten Varus-Schlacht hinter Rhein und Donau zurückzogen, sind die Schleswig-Holsteiner mehr an Wikingern und Rittern interessiert, die ihre Vergangenheit bedeutender geprägt haben. Eine römische Szene gibt es deswegen auch eher in Süddeutschland. Schlecht für Percy Gaza. Aber 2009 stieß er endlich auf einen Eintrag im Internet. Ein römisches Feldlager sollte sich in Lütjenburg befinden. Konnte

sich sein Jugendtraum doch noch erfüllen? Nach ersten Mails, Gesprächen und Treffen war das Eis schnell gebrochen. Damals begann Percy Gazas Zweitleben als Legionär der norddeutschen „LEGIO XXI RAPAX“. Der 43-Jährige und seine Mitstreiterinnen betreiben ihr eher ungewöhnliches Hobby ernsthaft und mit erheblichem Zeitaufwand, gerade für einen zweifachen Familienvater wie Percy Gaza.

Alle Gegenstände aus dem regulären Alltag werden verbannt. Für den Brillenträger Percy Gaza bedeutet das zum Beispiel den Verzicht auf die künstliche Sehhilfe, was nicht eben eine leichte Sache ist: „Im Sommer ist das kein Problem, da kann ich bei Tageslicht noch einigermaßen gut sehen. Wenn ich aber in der nächtlichen Dunkelheit Wache schieben muss, wird das schon schwieriger“, berichtet er schmunzelnd. Gaza zeigt in sein Zelt. Dort liegt nicht etwa ein Schlafsack, sondern es finden sich dicke Wolldecken und Felle. So musste auch vor 1.900 Jahren in den kalten Nächten der germanischen Wälder am Limes nicht gefroren werden.

Das harte Militärleben im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt führen die heutigen Legionäre, Gladiatoren und auch Cives, wie die im Schatten von römischen Feldlagern wohnenden zivilen Bewohnerinnen heißen, fort – und das nicht nur in der Holsteinischen Schweiz oder am Ratzeburger See. In ganz Deutschland, aber auch in Polen und Österreich, tritt die „LEGIO XXI RAPAX“ mit ihren Schwestergruppen aus Polen, Österreich und Ungarn auf. Selbst bei Museumsdar-



Fotos: privat



Fotos: privat



Die Männer in einer Gefechtsübung: Sie demonstrieren den neugierigen Zuschauerinnen die Schildkrötenformation „Testudo“. Durch diese waren die Römer fast unangreifbar. ↑

Gut gerüstet: Percy Gaza mit seinen Kameraden beim Formaldienst. Wollsocken sorgen bei Bedarf für warme Füße. ↗ ↘



stellungen ist sie dabei. In alten Römerstädten wie Xanten am Niederrhein treffen sich zahlreiche römische Legionäre – manche reisen sogar mit zeitgenössischen Belagerungsmaschinen an. Das große Ziel der „LEGIO XXI RAPAX“ ist es, alle zwei Jahre nach Rom zu fahren. Dort bietet sich ihr die Gelegenheit, in einem großen Festumzug die ewige Stadt kennenzulernen und manch Kurioses zu entdecken. Beispielsweise italienische Gruppen in Gummirüstungen. Da geht die „LEGIO XXI RAPAX“ doch erheblich präziser an die korrekte geschichtliche Darstellung heran.

Stolz präsentiert Percy Gaza seine Rüstung: „Die meisten Rüstungsteile bestehen wie im alten Rom aus Metall.“ Doch wie gelangen neuzeitliche Legionäre eigentlich in der heutigen Zeit an eine originalgetreue Rüstung samt Bewaffnung?

Auch hier führen viele Wege nach Rom.

Percy Gazas Hand streicht über den Helm: „Dieser hier ist ein Import von einer indischen Firma. Manche Kameraden bauen sich ihre gesamte Ausrüstung selbst. Natürlich gibt es auch in Deutschland fähige Schmiede, doch ist dort der Preis für die jeweiligen Gegenstände um ein Vielfaches höher.“ Familienvater Gaza genügt derzeit die Rüstung aus Asien.

Nicht nur bei der Ausrüstung wird Wert auf Authentizität gelegt. Befehle werden in Latein gegeben, Gefechtsmanöver real dargestellt, gekämpft wird mit regulären Waffen. Dazu gehören das römische Kurzschwert „Gladius“, der Wurfspeer

„Pilum“ und der große römische Schild „Scutum“. So gerüstet kann es schon einmal vorkommen, dass in einer Kampfvorführung die Speere aus der zweiten Reihe über die Köpfe der ersten fliegen. „Diese Vorstellungen können schon an die Substanz gehen“, erzählt Percy Gaza während der Kampflärm der Wikinger und Ritter langsam verstummt.

Eine Blechrüstung scheuere auch ziemlich. „Da komme ich nach jedem Feldlager mit Schnittwunden und blauen Flecken nach Hause“, lacht er. Die Waffen seien zwar nicht geschärft, trotzdem könne es durchaus zu gefährlichen Verletzungen kommen. In einer Schlachtvorführung mit Barbaren sei schon mal jemand mit der Schwertkante über dem Auge verwundet, ein anderer bei Kampfdarstellungen mit einem sarmatischen Reiter durch die Pferdehufe am Fuß verletzt worden. Percy Gaza betont: „Solche Verletzungen sind aber Ausnahmen. Wir achten schon sehr darauf, Unfälle zu vermeiden.“

Zurzeit dient er noch als einfacher Soldat, als Miles Gregarius – allerdings ist er auch erst seit drei Jahren dabei. Wie alle anderen in seiner Einheit fing auch er als Rekrut, als „PROBATVS“ an, um nach der Teilnahme an drei Lagern in einer stimmungsvollen Zeremonie zum Miles Gregarius ernannt zu werden. Eine römische Legion funktionierte durch ihre Hierarchie und genau festgelegte Arbeitsteilung, für alles Notwendige gab es Spezialisten. Hier gibt es also noch Aufstiegspotenzial. „Ich habe da auch noch so manches Amt im Auge“, verrät Percy Gaza schmunzelnd.

Er wendet sich seinem „Gladius“ zu. Das Schwert muss noch einmal poliert werden. Schon bald soll die Legion zum Dienst antreten – in voller Rüstung, unter ihrem Legionsadler und zum Kampf bereit.

Text: Lennart Theede, Student

Bereit zum Gefecht: Percy Gaza trägt das „Scutum“ mit dem Emblem seiner Legion. So konnten die Römer im Kampf zwischen Freund und Feind unterscheiden.

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, während des Studiums Praxiserfahrungen zu sammeln, kam ich über eine Freundin zur **StuBe**. Die von Prof. Matthias Dressler gegründete Projektgruppe berät Unternehmen und Institutionen unter anderem im Bereich Marktforschung, Organisationsanalysen und Social Media. Das Team besteht aus durchschnittlich 15 Bachelor- und Masterstudierenden unterschiedlichster Fachrichtungen – nicht nur von der FH Kiel, sondern auch von der Universität Kiel. Ich zum Beispiel studiere dort BWL. Einige von uns bei der StuBe haben bereits eine Ausbildung abgeschlossen, wiederum andere sind quasi direkt von der Schule zu uns gestoßen. Die StuBe verfolgt einen ganzheitlichen Beratungsansatz – dabei ist unsere fachliche Vielfalt unsere besondere Stärke.

Ich engagiere mich seit Januar diesen Jahres bei der StuBe, zum einen in der Projektarbeit und zum anderen im Vertrieb. Das Schöne an der Projektarbeit ist der direkte Kundenkontakt und dass ich Unternehmen aus unterschiedlichen Branchen kennenlerne. Zudem erhalte ich nicht selten Einblicke in die einzelnen Firmen, die selbst deren Mitarbeiter nicht haben.

Derzeit entwickle ich gemeinsam mit einer Mittelstandsberatung ein Vertriebskonzept für ein Sanitärtechnikunternehmen. Hierzu erarbeite ich auf der Grundlage von Befragungen und Recherchen einen Marketing-Mix, der anschließend in diesem Betrieb umgesetzt werden soll. Eine echte Herausforderung stellte für mich anfangs der Vertrieb dar. Er ist der zentrale Dreh- und Angelpunkt, um Projektaufträge für die StuBe zu generieren. Die ersten Anrufe bei den potenziellen Kunden erforderten noch wirklich Mut. Es fiel mir schwer, den Telefonhörer in die Hand zu nehmen und Unternehmen um einen Ersttermin zu bitten – doch mit jedem Erfolgserlebnis wächst mein Selbstvertrauen.

LIEBLINGSPROJEKT

CATHARINA CORDES (23), BWL AN DER KIELER UNIVERSITÄT





Foto: Oliver de Vries

Von Nord- und Ostsee nach Kanada und Neuseeland – Agrarstudierende der Fachhochschule Kiel sind als Praktikantinnen im Ausland willkommen. Neben landwirtschaftlicher Praxis lernen sie auch Land und Leute kennen. Oliver de Vries machte dieses Foto von den Rocky Mountains während eines Ausfluges.

Viele Wege führen nach Rom – und nicht weniger auf einen landwirtschaftlichen Betrieb zwecks Praktikum im Ausland. Bei Oliver de Vries war es ein Blick in die Fachzeitschrift Top Agrar, bei Maren Dethlefs und Sebastian Kellermann der Tipp eines Bekannten. Während de Vries bereits in Deutschland Kontakt mit seinem späteren Gastgeber in Kanada aufnahm, flogen Dethlefs und Kellermann aufs Geratewohl gemeinsam nach Neuseeland – in der festen Überzeugung, dass sich vor Ort auch ein geeigneter Praktikumsbetrieb für sie fände. Was dann doch schwieriger als gedacht war. Erst als sie ihren Bekannten in Deutschland anriefen, vermittelte der ihnen einen Betrieb auf der anderen Seite der Erdkugel. „Ohne Kontakte läuft nichts – weder hier noch im Ausland“, lautet Kellermanns Fazit. So unterschiedlich die Herangehens-



HINTER DEM HORIZONT

GEHT'S WEITER

Reisen bildet. Arbeiten auch. Und weil dem so ist, empfiehlt der Fachbereich Agrarwirtschaft seinen Studierenden, ein Auslandspraktikum zu absolvieren. Drei, die diese Möglichkeit zur Horizont-erweiterung genutzt haben, sind Maren Dethlefs (24), Sebastian Kellermann (25) und Oliver de Vries (25). Jörn Radtke befragte sie nach ihren Auslandserfahrungen.

weisen der drei auch waren, so erfolgreich waren sie doch am Ende. Und auch in ihrer Beurteilung eines Arbeitsaufenthalts in fernen Ländern stimmen sie überein: „Man schaut über den Tellerrand und erweitert seinen Horizont“, finden sie. „Wir haben extra ein Buch geführt, in dem wir Anregungen aufgeschrieben haben“, erzählt Sebastian Kellermann. Zusammen mit Maren Dethlefs will er später einmal deren elterlichen Milchvieh-Betrieb im nördlichen Dithmarschen übernehmen. Da sind durchaus auch neue Ideen gefragt. In ihrem Notizbuch haben Kellermann und Dethlefs daher über 50 nützliche Beobachtungen gesammelt. Zum Beispiel, wie man Regenwasser zum Reinigen der Geräte nutzen kann. Oder wie die Neuseeländer ihre Kühe ganzjährig im Freien halten. Viele Einblicke hätten die beiden Agrarstudierenden mit der Lizenz zum Abgucken

und Aufschreiben vor allem deshalb erhalten, weil sie aus dem Ausland kamen, vermutet Sebastian Kellermann: „Wir wurden nicht als Konkurrenten gesehen. Deswegen hat man uns bereitwillig über alles Auskunft gegeben. Das wäre etwas anderes gewesen, wenn wir selbst in Neuseeland Landwirtschaft betreiben würden.“ Überhaupt seien die Neuseeländer auf dem Praktikumsbetrieb sehr umgänglich und hilfsbereit gewesen: „Wir haben sogar ein eigenes Haus und eigene Fahrzeuge zur Verfügung gestellt bekommen“, berichtet Maren Dethlefs. Aber nicht nur die Agrarstudierenden waren von den Neuseeländern und ihrer Art beeindruckt. Im Gegenzug wussten sie ihre neuseeländischen Gastgeber zu beeindrucken – mit als typisch deutsch geltenden Tugenden: „Die Arbeitseinstellung von uns Deutschen kommt in Neuseeland gut an“



Foto: privat



Foto: privat

zeigt Kellermanns Erfahrung. Das bestätigen Oliver de Vries Eindrücke aus Kanada: Auch dort sind deutsche Studierende der Agrarwissenschaften aufgrund ihrer Fähigkeiten und Leistungsbereitschaft herzlich willkommen. Und genau wie Dethlefs und Kellermann hat der Aufenthalt im Ausland auch de Vries dazu angeregt, die hiesigen mit den dortigen Verhältnissen zu vergleichen. Vor allem die Grundhaltung der Kanadier gegenüber ihren Bauern hat es de Vries angetan: „Die Landwirtschaft hat in Kanada einen viel höheren Stellenwert als hier bei uns.“ Woran er das festmacht? Zwei Beispiele: „Wenn einem mit dem Traktor ein Auto entgegenkommt und keine Möglichkeit zum Ausweichen besteht, dann setzt der Autofahrer zurück, um Platz zu machen – und nicht umgekehrt.“ Oder: „In Kanada ist es überhaupt kein Problem, mit einer sechs Meter breiten Arbeitsmaschine auf der Straße zu fahren, ohne sie vorher einzuklappen.“ In Deutschland undenkbar. „Bei uns ist alles so verdammt kompliziert. In Kanada dagegen

- ↩ *Umzug auf kanadisch – per LKW werden ganze Häuser versetzt.*
- ↩ *Maren Dethlefs, Sebastian Kellermann und Oliver de Vries (v.r.) berichten von ihren Auslandserfahrungen.*
- ↩ *Sebastian Kellermann kümmert sich um einige der 4.000 Tiere auf dem Praktikums Hof in Neuseeland.*

wird es einem als Landwirt leichter gemacht“, findet de Vries. Trotzdem für ihn kein Grund zum Auswandern. Der 25-Jährige kommt zwar aus der Landwirtschaft, will aber später den elterlichen Betrieb nicht übernehmen. Seine Zukunft sieht er eher im Management eines Industrieunternehmens der Agrar- und Ernährungswirtschaft.

Auch Kellermann und Dethlefs denken nicht daran, ihr berufliches Glück außerhalb Deutschlands zu suchen – unabhängig davon, dass sie sowieso planen, den Dethlefs'schen Hof weiterzuführen. Sie glauben fest daran, dass sich in Deutschland erfolgreich Landwirtschaft betreiben lässt, obwohl die Größe der landwirtschaftlichen Betriebe hierzulande deutlich geringer ist als in Neuseeland oder Kanada. Während die Dethlefs in Dithmarschen „nur“ 200 Kühe melken, sind es auf dem Praktikumsbetrieb in Neuseeland 4.000. Und der Ackerbaubetrieb in Kanada, auf dem de Vries sein Praktikum absolviert hat, bewirtschaftet 3.000 Hektar an zwei 500 Kilometer voneinander entfernt liegenden Standorten. Raps, Weizen, Braugerste – für einen deutschen Landwirtschaftsstudierenden vertraute Nutzpflanzen – werden dort angebaut; aber auch Leindotter, weiße Bohnen und Linsen, die hierzulande eher als ackerbauliche Exoten angesehen werden dürften. Auch die Tatsache, dass die Äcker aus der Luft mit Pflanzenschutzmitteln gespritzt werden, machte auf de Vries durchaus Eindruck.

Auf die Frage, ob die Studierenden ihren Aufenthalt in fernen Ländern auch zum Reisen und Sightseeing genutzt haben, fällt die Antwort unterschiedlich aus: Oliver de Vries hat hierfür nur die „Schlechtwettertage“ genutzt, in der die Arbeit eh ruhte. Trotzdem hat er die Rocky Mountains und auch ein paar Elche gesehen, immerhin. Um möglichst keine Zeit im Studium zu verlieren, hat er das Auslandspraktikum auf drei Monate beschränkt und es weitgehend in die Semesterferien gelegt. Dethlefs und Kellermann dagegen haben die Hälfte ihrer insgesamt sechseinhalb Monate im Ausland ausgiebig darauf verwendet, erst Neuseeland und dann Australien zu bereisen. „Jetzt oder nie!“ hieß ihr Motto. Denn so viel ist den beiden klar: Wenn sie erst einmal den Betrieb im heimatischen Dithmarschen leiten, wird ihnen kaum Zeit für Fernreisen bleiben.

Text: Jörn Radtke

Als ich 2009 das erste Mal den **Firmenkontaktag** an der FH besucht habe, hätte ich nie gedacht, dass er mich danach lange und sehr intensiv beschäftigen würde. Auch wenn ich zunächst nur „normale Besucherin“ auf der Veranstaltung war, bekam ich doch schnell mit, dass es sich hier um ein Studierendenprojekt handelte. Denn beim „Firmenkontaktag“ der FH hält ein studentisches Team die Fäden in der Hand – anders als bei anderen Messen dieser Art an den Hochschulen im Norden.

Schon ein Jahr nach meinem Besuch der Messe gehörte ich 2010 erstmals diesem Team an – einer Gruppe von zwölf Studierenden aus sechs unterschiedlichen Studiengängen. Nicht nur mich hat das Projekt schnell gefesselt: Viele von uns haben weit mehr dafür gearbeitet als vorher gedacht; nicht zuletzt, weil wir auch mehr Spaß hatten als erhofft!

In diesem Jahr bin ich nun wieder im Team, diesmal als Teamleiterin. Dabei bringe ich vor allem meine Erfahrungen aus dem vergangenen Jahr mit ein, aber auch die Kenntnisse aus meiner Ausbildung zur Verkaufsauffrau. Es ist aber für kein Teammitglied Voraussetzung, schon einmal in einem solchen Bereich gearbeitet zu haben. Wichtiger sind Freude, Engagement und Begeisterung. Gerade das bunt gemischte Team bereichert das Projekt. Auch in diesem Jahr stammen die 13 Studierenden aus sechs unterschiedlichen Studiengängen.

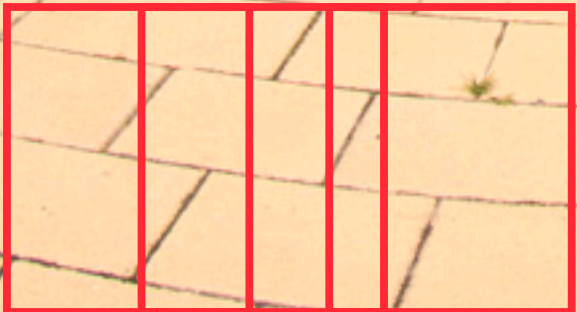
Die Arbeit mit allen Beteiligten (Firmen, Studierenden sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Fachhochschule) macht mir persönlich auch im zweiten Jahr wahnsinnig viel Spaß und hat sehr viel dazu beigetragen, dass mir auch mein Studium mehr Freude macht, ich viele neue Kontakte geknüpft und auch einige sehr enge Freunde dazu gewonnen habe. Toll war auch zu sehen, wie viele Kommilitoninnen und Freunde im vergangenen Jahr über den Firmenkontakttag z. B. einen Praktikumsplatz gefunden haben. Dieses Jahr werde auch ich dort nach einem suchen – und ich bin mir sicher, bei einem der über 60 teilnehmenden Unternehmen fündig zu werden!

LIEBLINGSPROJEKT

ISABELLE BARTELS (26), FACHBEREICH WIRTSCHAFT



Von links: Jens Begehr, Prof. Dr. Dirk Hauschild, Prof. Dr. Bernd Vesper, Fiona Bubbers, Silke Gawinski, Klaus-Michael Heinze, Klaus Brüdern, Prof. Dr.-Ing. Ulrich Samberg, Prof. Dr. Franziska Uhing, Marike Schmeek






Sommerzeit – Motorradzeit! Auch die Dozentinnen und Mitarbeiterinnen der FH Kiel lockt es mit ihren Motorrädern auf die Straße.

Von der Enduro bis zum Supersportler ist alles dabei.



Als ehemaliger „International Marketing Manager“ bei Philips kennt sich Prof. Vesper mit Projektleitungen aus und plant kurz vor dem Nord-Ostsee-Kanal die weitere Tour. 



↻ Die 30 Jahre alte BMW ist Prof. Sambergs ganzer Stolz. Farblich passend zu ihrem Logo sein Motorrad-Anzug.


← Bei herrlichem Wetter nimmt die Kolonne, angeführt von Prof. Vesper, Fahrt auf.



↑ Silke Gawinski und Marike Schmeck wollen endlich weiter!

← In einem kleinen Café in Ulsnis stärkt sich die Truppe bei einem wunderschönen Blick auf die Schlei.

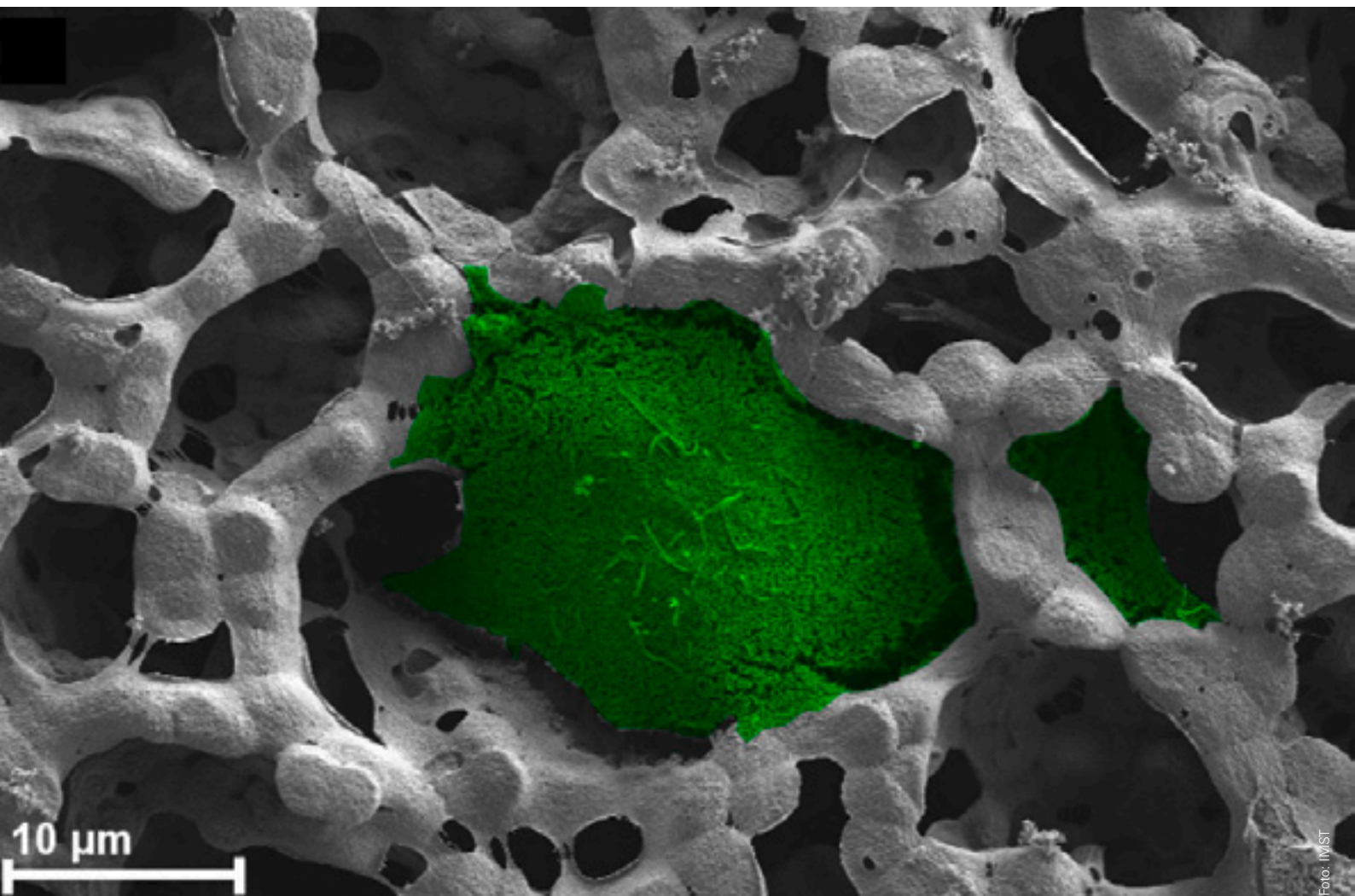


Das Gefühl von Freiheit – auf 
den Straßen Schleswig-Holsteins.



Der Vielschichtige

Oberflächen können es in sich haben, jedenfalls wenn sie aus dem Institut für Werkstoff- und Oberflächentechnologie stammen: Prof. Mohammed Es-Souni erforscht und entwickelt hier funktionale Beschichtungen. Er verleiht ihnen Eigenschaften, die sie für Industrie und Wissenschaft interessant machen. Ein Forscher aus Überzeugung und mit Renommee. Gefördert unter anderem von der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) steht Es-Souni für exzellente Forschung und gelebten Wissenstransfer.



Prof. Mohammed Es-Souni ist ein Grenzkennner. Niemand an der Fachhochschule kennt sich wohl besser mit Grenzen aus als er. Denn Grenzen – oder genauer gesagt Oberflächen und Beschichtungen – sind sein Fachgebiet. Am Institut für Werkstoff- und Oberflächentechnologie (IMST) erforschen sein Team und er, wie sich Materialien so zusammensetzen oder behandeln lassen, dass sie ganz spezielle Eigenschaften aufweisen: Sei es, dass sie extrem hitzebeständig sind – und sich daher ideal als Schutzschichten für Heizbrenner in der Energietechnik einsetzen lassen. Sei es, dass dank ihrer porösen Struktur Knochenzellen leicht in sie hineinwachsen und sich mit ihnen verbinden – und sie sich daher als Beschichtung hervorragend für Implantate in der Medizintechnik eignen. Oder sei es, dass sie besonders gut Sonnenstrahlung speichern – und sie deswegen die perfekte Beschichtung für Solarzellen in der Photovoltaik darstellen. Oder, oder, oder.

Leicht vorstellbar, dass jemand, der Oberflächen solch wunderbare und zugleich nützliche Eigenschaften zu verleihen vermag, ein begehrter Kooperationspartner für Industrie und Wissenschaft ist. Unternehmen aus den unterschiedlichsten Branchen, aber auch andere Hochschulen suchen (und finden!) die Zusammenarbeit mit Es-Souni und dem IMST. Applied Science, angewandte Wissenschaft, im wortwörtlichen Sinn. Um den Wissenstransfer aus dem IMST in die regionale Wirtschaft weiter zu fördern, wurde vor zwei Jahren an der FH Kiel „TraFo“ gegründet, das „Kompetenzzentrum Funktionale Oberflächen“, dessen Leiter Prof. Es-Souni ist. Das Kompetenzzentrum wird vom Land mit 2,2 Millionen Euro unterstützt. Bei allen Forschungs- und Entwicklungsprojekten von TraFo steht stets das Ziel im Vordergrund, Gebrauchsgegenstände oder -materialien kostengünstig durch Beschichtung in ihrer Funktionalität zu verbessern. Gemeinsam mit dem Walterwerk Kiel arbeitet das IMST zum Beispiel daran, Backbleche für den industriellen Gebrauch mit einer Antihafbeschichtung

zu versehen. In einem anderen Projekt gilt es, in Zusammenarbeit mit Diamond Tools, Kiebitzreihe, ultraharte Werkzeuge zum Schleifen von Keramik zu entwickeln. Und ein drittes Projekt soll die Entstehung von Entzündungen verhindern, durch eine antibakteriell wirkende Oberfläche auf Kunststoffnetzen, die für die Behandlung von Wunden eingesetzt werden. Projektpartner ist hier die Firma Johnson & Johnson MEDICAL GmbH mit Sitz in Norderstedt, einer der führenden Hersteller von chirurgischem Naht- und Wundverschlussmaterial. Eine anspruchsvolle Aufgabe, wie Es-Souni hervorhebt:

↳ *Das IMST entwickelt Materialien, die dafür sorgen, dass sich künstliche Implantate besser mit dem „lebenden“ Körper verbinden. Hier wächst eine Knochenzelle (grün eingefärbt) in eine poröse Oberfläche.*

»Niemand an der Fachhochschule kennt sich wohl besser mit Grenzen aus als er«

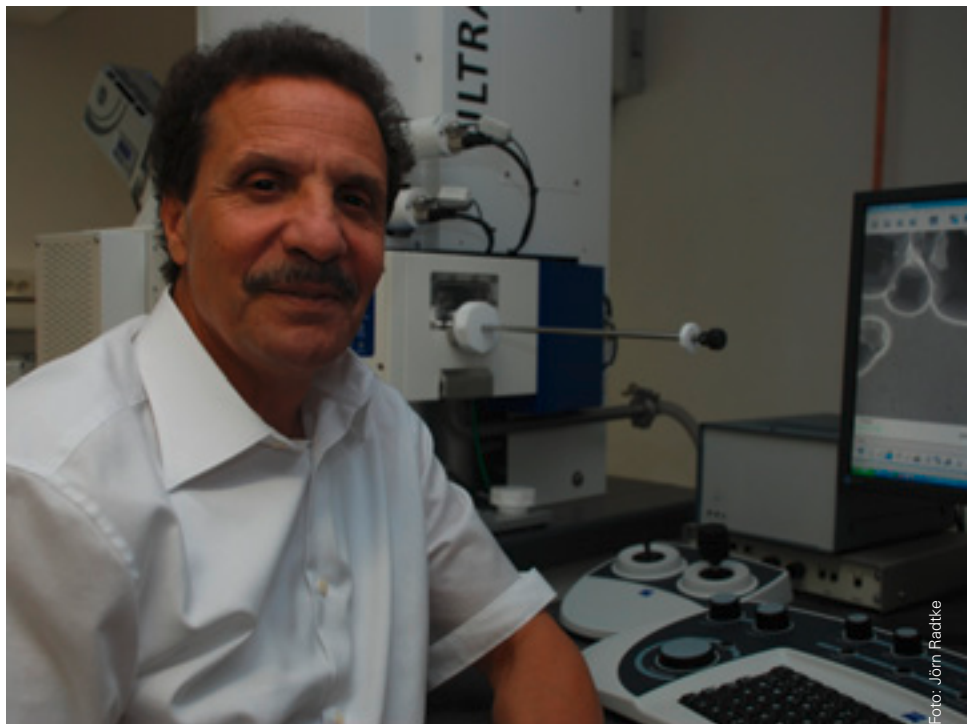


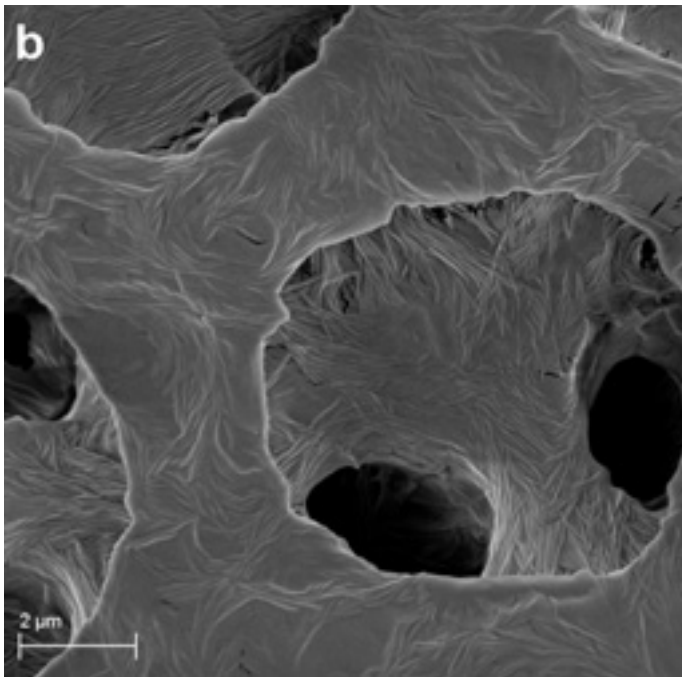
Foto: Jörn Redtke

„Wir haben dafür ein eigenes Verfahren entwickelt, was nicht viele können.“ Schließlich, so der 57-Jährige, seien die hierfür verwendeten Polypropylenetze „unglaublich schwer zu beschichten.“ Ein anderer Forschungsschwerpunkt von Prof. Es-Souni sind die sogenannten Formgedächtnis-Legierungen. Metallverbindungen also, die sich selbst nach star-

↑ *Das scharfe Auge des Forschers: Mit DFG-Mitteln konnte Prof. Es-Souni ein hochauflösendes Raster-Elektronenmikroskop anschaffen, das dem Wissenschaftler Einblicke in kleinste Strukturen ermöglicht. Alle Aufnahmen der Oberflächen wurden mit diesem Gerät gemacht.*

ker Verformung wieder an ihre ursprüngliche Gestalt „erinnern“ und diese wieder annehmen können. Der Formgedächtnislegierung muss nur vorher „gesagt“ werden, wie ihre endgültige Gestalt auszusehen hat. „Diesen Vorgang nennt man Programmierung. Ähnlich wie beim Schreiben von Computer-Software wird der Metalllegierung eine bestimmte Form vorgeschrieben. Hierbei macht man sich einen physikalischen Effekt zunutze, die thermoelastische Martensitumwandlung“, erläutert Es-Souni das Verfahren. Eingesetzt werden Formgedächtnislegierungen beispielsweise in der minimal-invasiven Medizin, also der Medizin der kleinen Schnitte.

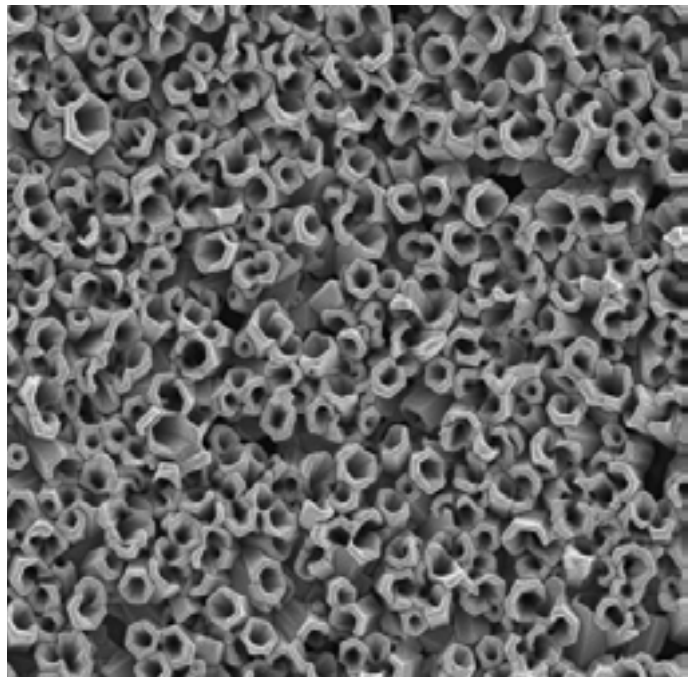
Eine durchlässige Membran aus Kunststoff verbessert die Filtration. ↴



In der Herzchirurgie am Universitätsklinikum Kiel (ebenfalls Partner bei TraFo) finden sie als Stents Verwendung.

kann. So wird ein drohender Herzinfarkt oder Schlaganfall verhindert. Ein lebensrettender Segen für Herzpatientinnen. Aber auch für die Fachhochschule zahlt sich Es-Sounis Forschungsaktivität aus – sogar in barer Münze. 18 Patente hat der innovative Professor bereits angemeldet. Die Erlöse aus diesen Erfindungen kommen der Hochschule zugute.

Doch nicht nur die Anwendungen in Industrie und Medizin beschäftigen ihn, auch grundlegende Forschungsfragen der Werkstoff- und Oberflächentechnologie treiben den Wissenschaftler Es-Souni um. In den vergangenen Jahren konnte der Kieler Materialforscher auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, kurz DFG, von seinen Ideen und Forschungsansätzen überzeugen. Die DFG ist die erste Adresse, wenn es um die Förderung von



Sie fangen das Sonnenlicht besonders effektiv: Oxid-Metall-Nanokomposite für die Solarthermie. ↴

Stents sind wichtige Hilfsmittel bei der Behandlung von Herzpatientinnen und Schlagaderverengung. Im Falle der Formgedächtnis-Stents werden sie mit Hilfe von Kathetern als in die Länge gezogene Drahtgeflechte in verengte Blutbahnen eingeführt, entfalten sich an ihrem Bestimmungsort zu einem komplexen Drahtgeflecht und weiten das Gefäß, so dass das Blut wieder ungehindert fließen

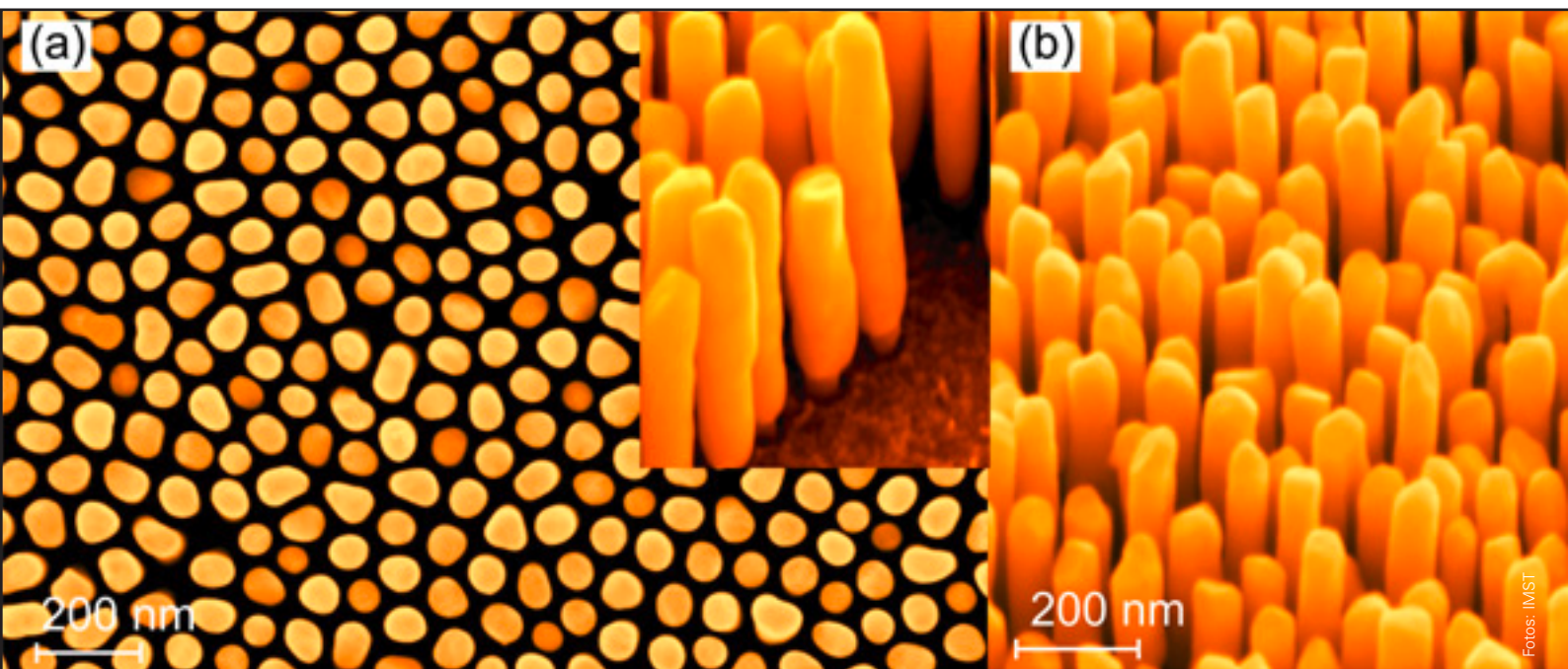
Grundlagenforschung in Deutschland geht. Wer von ihr gefördert wird, darf sich guten Gewissens „echter Forscher“ nennen. Weit wichtiger als die Reputation aber war und ist für Es-Souni die Anschaffung eines Hochauflösungs-Raster-Elektronenmikroskops aus DFG-Mitteln. Auch jetzt, nach Abschluss der DFG-Projekte, liefert ihm dieses Super-Mikroskop gestochen scharfe Bilder von Strukturen

» Wir verbinden in unserer Arbeit Verfahrenstechnik, Chemie, Materialwissenschaften und Physik. Das macht uns sehr vielseitig «

im Nanometer-Bereich und verschafft ihm damit wichtige Einblicke in die Beschaffenheit der untersuchten Oberflächen. Wie sehr Es-Souni aufgrund seiner Kenntnisse in der Fachwelt – auch über Landesgrenzen hinaus – geschätzt wird, zeigt seine Gutachtertätigkeit für zahlreiche internationale Fachpublikationen. Über die eigene Forschung schreiben darf jeder. Aber darüber entscheiden, ob das Geschriebene auch der Veröffentlichung

große Rolle. Dabei ist es wichtig, immer wieder Bezug auf die aktuellen Entwicklungen und neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu nehmen – da hat ein forschender Professor eindeutig Vorteile“, befindet der gebürtige Marokkaner, der seit 1993 an der FH Kiel lehrt und forscht. Was die Arbeit am IMST für ihn ausmacht? „Wir verbinden in unserer Arbeit Verfahrenstechnik, Chemie, Materialwissenschaften und Physik. Das macht uns sehr vielseitig“, erklärt Es-Souni. Von den Studierenden am Institut erwartet er vor allem zwei Eigenschaften: Interesse und Leidenschaft für den Forschungsgegenstand. Schließlich sind es genau diese Eigenschaften, die die Grundlage für die erfolgreiche Arbeit des Grenzkenners Es-Souni und das IMST bilden.

Text: Jörn Radtke



in einem renommierten Blatt wert ist, das dürfen nur ausgesuchte Expertinnen und Experten. Es-Souni ist einer von ihnen, wenn es um die Werkstoff- und Oberflächentechnologie geht.

Auch den Studierenden kommt die wissenschaftliche und zugleich anwendungsorientierte Ausrichtung Es-Sounis zugute: „Die Lehre spielt in meinen Augen eine

↑ *Nanodrähte aus Gold für den Bau von Sensoren – betrachtet aus nächster Nähe.*

Ohne Anhalten durch die Galaxis



*Auf der Kommandobrücke:
Isabella Buczek steuert im
Mediendom fremde Planeten an.*

Bodenständige Durchstarterin mit Hang zu galaktischen Themen – die Kieler Wissenschaftlerin Isabella Buczek versteht es, Komplexes verständlich und spannend darzustellen. Matthias Ewald sprach mit der passionierten Film- und 3-D-Künstlerin, bevor sie zu einer Vortragsreise nach Shanghai aufbrach.

Isabella Buczek ist eine lebhaftere Frau, die gerne lacht, mit einer besonderen Leidenschaft für die Wissenschaft. „Ich liebe es, ständig etwas Neues zu lernen“, beschreibt sich die Dozentin aus dem Fachbereich Medien selbst. Und so hat sie nicht nur erfolgreich Kommunikationsdesign an der Kieler Muthesius Kunsthochschule studiert, sondern auch noch ein Master-Studium in Multimedia Design an der australischen Monash University abgeschlossen. Zurzeit nimmt sie am sogenannten Professorinnenprogramm (siehe Seite 50) teil und promoviert neben ihrer FH-Lehrtätigkeit in Kiel an der University Plymouth. „Es reizt mich, mit visuellen Mitteln das Ungewöhnliche und Komplexe in den Wissenschaften so darzustellen, dass es auch für Laien verständlich und spannend wird“, so Buczek. Eine Herausforderung, der sich die gebürtige Stettinerin immer wieder aufs Neue stellt, in ihren Projekten, als Dozentin und bei ihrer Promotion. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkt von Isabella Buczek ist virtuelle Realität bzw. Immersion. In ihrer Doktorarbeit geht Buczek Fragen nach, wie die Wahrnehmung innerhalb eines dreidimensionalen Mediums funktioniert. Sie untersucht, wie sich wissenschaftliche Inhalte in immersive, räumliche und ästhetische Erlebnisse „übersetzen“ lassen – und ob sich durch diese Transformation womöglich die Inhalte verändern.

Als Doktorvater konnte Buczek den Pionier der Kybernetik und telematischen Kunst für sich gewinnen: Roy Ascott. Der Professor am Fachbereich Datenverarbeitung, Kommunikation und Elektrotechnik der Universität Plymouth ist eine „lebende Legende“ in der einschlägigen Szene. Der Künstler ist Gründer und Direktor des Planetary Collegiums, eines einzigartigen internationalen Netzwerks für Forschung in den Fachgebieten Kunst, Technologie

und Bewusstseinsweiterung. Aktuell beschäftigen sich etwa 100 international etablierte Wissenschaftlerinnen, Medientheoretikerinnen, Architektinnen und Künstlerinnen aus dem Bereich der Neuen Medien mit ihren Doktor- und Habilitationsforschungsvorhaben an seinem Forschungskolleg. Ebenfalls zu diesem Kreis zu gehören, ist für Isabella Buczek alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Geschafft hat sie es auf die für sie typische Art: sich etwas zutrauen, kurzentschlossen auf die Entscheidungsträger zugehen und sie mit Kompetenz und Kreativität überzeugen. Buczek bewarb sich bei Roy Ascott mit ihren Arbeiten – und erhielt die bemerkenswerte Chance, bei ihm zu promovieren. Dass sie sich für die Abfassung ihrer Dissertation überhaupt eine Universität suchen musste und dies nicht einfach an der FH Kiel machen kann, liegt an dem fehlenden Promotionsrecht der Fachhochschulen in Deutschland. Doch Schwierigkeiten haben Isabella

» **Es reizt mich, mit visuellen Mitteln das Ungewöhnliche und Komplexe in den Wissenschaften so darzustellen, dass es auch für Laien verständlich und spannend wird** «

Buczek offenbar noch nie abgeschreckt, ihre Ziele zu verfolgen. So gelang es ihr trotz erheblicher Widerstände, im Rahmen ihrer Master-Arbeit an der renommierten Monash University in Australien unter anderem stereoskopische Aufnahmen von Blitzeinschlägen in den Stammesgebieten der Aborigines zu machen und ihre Bedeutung im Glauben der australischen Ureinwohnerinnen zu ergründen. „Eigentlich hieß es, dass mein Thema nicht realisierbar sei, weil ich keine Erlaubnis dafür bekommen würde“, berichtet Isa-

bella Buczek rückblickend. Die Aborigines und deren Glaube sind in Australien ein sehr sensibles Thema. Nicht zuletzt, weil die australische Regierung lange Jahre eine Assimilationspolitik betrieb, die das kulturelle Leben der Ureinwohnerinnen unterdrückte. Aber das Thema fesselte Buczek. Sie blieb hartnäckig, wandte sich an den Direktor des Melbourne Museums und überzeugte ihn von ihrer Idee. Mit Hilfe eines Ethnologen gelang es ihr schließlich auch, die Zustimmung eines Stammes der Aborigines zu erhalten und ihn zur Mitarbeit zu bewegen.

Ein anderes Projekt, mit dem Buczek Grenzen sprengte, ist „Augen im All – Vorstoß ins unsichtbare Universum“. Diese aufwändige und vielseitige Filmproduktion für Planetarien umreißt die Geschichte der Astronomie von der Zeit Galileo Galileis bis zu zukünftigen Weltraummissionen, zum Beispiel auf dem Mars. „Augen im All“ zeigt Sternexplosionen, ferne Galaxien und den Start der Ariane-Rakete in einer 360°-Rundum-Szenerie. Die Produktion begeistert heute Zuschauerinnen in über 50 Planetarien weltweit und wurde in 15 Sprachen übersetzt. Mittlerweile hat Buczek die Planetariums-Show auch für Blinde wahrnehmbar gemacht, indem sie einen zusätzlichen Audiokanal integrierte. „Außerdem gibt es viele Ausprägungen und Grade von Blindheit. Die wenigsten

Blinden sehen nur schwarz, sondern nehmen zum Beispiel unterschiedliche Helligkeitsstufen und manchmal anteilig Farben wahr“, erläutert sie ein weiteres Prinzip ihrer Vorgehensweise. Auftraggeberin der „Augen im All“-Produktion war keine geringere als die Europäische Weltraumagentur ESA. Ob sie da nicht ungeheuren Respekt hatte, sich um ein Projekt dieser Dimension zu bewerben? „Anfangs schon“, räumt Buczek ein.

Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder

Die Fachhochschule Kiel hat sich erfolgreich um eine Förderung im Rahmen des Professorinnenprogramms des Bundes und der Länder von 2009 bis 2013 beworben und insgesamt drei Professuren jeweils hälftig gefördert bekommen. Sie hat sich gleichzeitig verpflichtet, die dadurch frei werdenden Haushaltsmittel zur Gleichstellung von Frauen in der Wissenschaft einzusetzen. Dies tut die FH Kiel unter anderem, indem sie an drei hervorragende Absolventinnen technisch ausgerichteter Fächer Promotionsstipendien zur weiteren Qualifikation vergeben hat.

Aber zwei Dinge hätten sie bei ihren Bemühungen bestärkt: der Glaube an die eigenen Fähigkeiten und ihre umfassende Erfahrung in gängigen und ungewöhnlichen Produktionstechniken. Schließlich hatte Isabella Buczek mittlerweile an über 13 öffentlich gespielten Shows im Bereich der Wissensvermittlung an Planetarien, Museen und Science Centern mitgearbeitet. Aktuell unterstützt Isabella Buczek ein junges Team am Copernicus Science Center in Warschau bei der Erstellung seiner ersten Kuppelproduktion – vom Drehbuch bis zur finalen Umsetzung. Dort, am 15.000 Quadratmeter umfassenden Warschauer Science Center, wurde in diesem Jahr ein Planetarium eröffnet, das mit neuester Simulationstechnologie und einem stereoskopischen System aufwarten kann. Für Isabella Buczek die passende Gelegenheit, sich mit ihrem Wissen und ihrer Erfahrung in die Produktion anspruchsvoller und zugleich ansprechender Inhalte einzubringen. Neben der Promotion natürlich.

Text: Matthias Ewald, Student



Von den Aborigines bis zu den „Augen im All“: Isabella Buczek setzt sich bei ihrer Themenwahl keine Grenzen. ➔



türen

Auf unserem Campus gibt es so viele Türen. Tyll Riedel und Lennart Theede haben sich auf den Weg gemacht und ein paar interessante Exemplare ausgewählt. Was wohl dahinter steckt?





⬆️ *Außen pfui, innen hui! Hinter dieser doch eher unscheinbar wirkenden Tür im Fachbereich Medien befindet sich ein Studio. Es eignet sich hervorragend für Video -und Tonaufnahmen. Sogar ein Greenscreen ist vorhanden.*





Durch diese stabil wirkende Tür gelangen die Besucherinnen in den Bunker-D.



Hinter der erfrischend gelb leuchtenden Tür befindet sich das Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity.

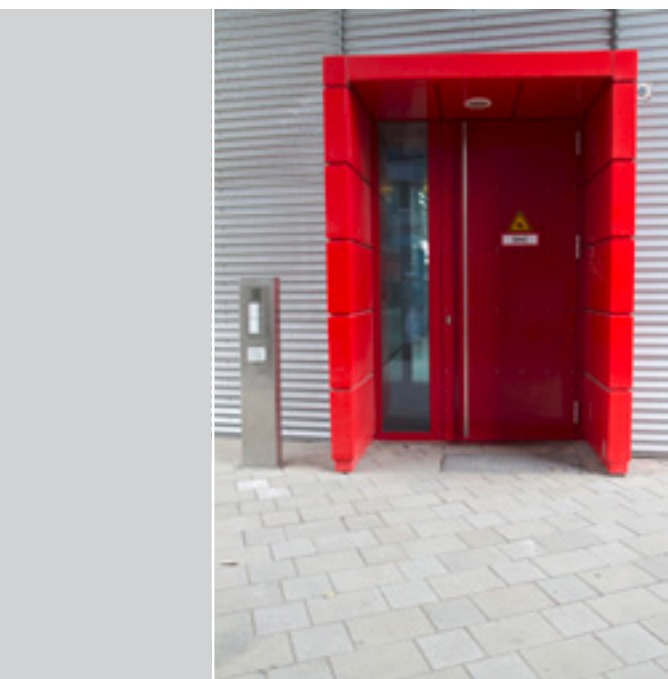


Gleich darunter ist ein alter, verrosteter Eingang des Bunkers zu sehen.



RWA - Zuluftöffnung
RWA 100/100

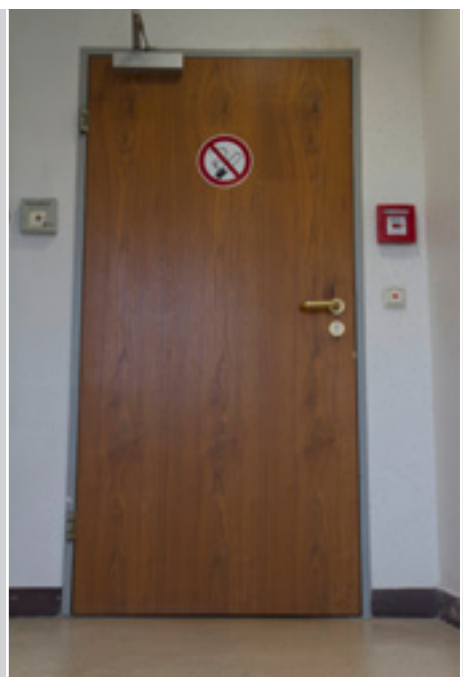
*Ein Notausgang der Kletterhalle
im Mehrzweckgebäude.*



Dieses Gebäude des Fachbereichs Maschinenwesen werden viele schon von außen gesehen haben: Hier die Innenansicht der imposanten gläsernen Halle.



⬅ An der Kletterwand im Mehrzweckgebäude lernen Studierende des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit die mit Klettern verbundenen pädagogischen Möglichkeiten kennen. Doch auch andere Hochschulmitglieder dürfen die Wand nutzen – in angeleiteten Kursen oder nach Erwerb eines entsprechenden Zertifikates.



⬆ Hier scheint die Zeit still zu stehen:
Im dritten Stock des Gebäude 12 bei den Schiffbauern schafft viel Holz eine gediegene Atmosphäre.



⬆ Eine wichtige Tür für Studierende:
 Im Mehrzweckgebäude finden sie nicht
 nur die Zentrale Studienberatung und
 Seminarräume, sondern auch die Abtei-
 lung für studentische Angelegenheiten.

Der Mediendom ist eines
 der interessantesten Ziele,
 wenn Besucherinnen den
 Campus erkunden. ➔



A photograph of a bright green door set in a red brick wall. The door has a large glass panel on the left side, showing a reflection of trees and a blue car. A white handle and lock are on the right side of the door. The number '26' is printed in a large, pink, stylized font on the right side of the door. Below the number, there is a short line of German text.

26

Wer hier klingelt,
landet in der Cam-
pusredaktion.

Impressum

Herausgeber:

Präsidium der Fachhochschule Kiel,
Sokratesplatz 1, 24149 Kiel

Redaktion dieser Ausgabe:

Chefredakteurin – Frauke Schäfer
Art-Direktorin – Prof. Heidi Kjär
Chef vom Dienst – Dr. Jörn Radtke
Leitende Redakteurin – Katja Jantz
Layoutchefin – Petra Langmaack
Layout und Texte – Matthias Ewald,
Petra Langmaack, Lennart Theede
Bildchef – Tyll Riedel
Fotos – wenn nicht Tyll Riedel,
siehe Bildnachweis

Redaktionelle Mitarbeit:

Isabelle Bartels, Catharina Cordes, Kristina Fischer,
Heiner Fischer, Jan Köster, Miriam Linke, Wiebke
Poppe, Manuel Salmann, Bob Weber

Produktion: Heiner Fischer, Irina Nünning

Sitz der Redaktion

Schwentinestraße 26, 24149 Kiel
Telefon: 0431 – 260 36 74
E-Mail: campusredaktion@fh-kiel.de

Druck:

Neue Nieswand Druck GmbH
Am Kiel – Kanal 2, 24106 Kiel

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

01.07.2011

viel. erscheint zweimal pro Jahr, Auflage dieser
Ausgabe: 5.000 Exemplare

Titelfoto: Tyll Riedel

Der Nachdruck von Textbeiträgen ist unter Quellen-
angabe kostenlos. Die Redaktion erbittet Belegex-
emplare.

viel.Einsatz ...

... war gefragt. Aber nun ist sie fertig, die dritte Ausgabe unseres Campusmagazins. Ein gutes Gefühl. Doch wie schon Sepp Herberger zu sagen pflegte: „Nach der viel. ist vor der viel.“ – oder so ähnlich. Schließlich sind wir mittlerweile redaktionelle Serientäterinnen. Denn auch, wenn aller guten Dinge drei sind, heißt das für uns nicht, dass wir nun nach Erscheinen des dritten Heftes ans Aufhören denken würden. Ganz und gar nicht. Es geht weiter, in alter Tradition mit einem neuen studentischen Layout-Team.

Wieder mit an Bord des Redaktionsschiffs wird Jörn Radtke sein. Als neuer Chef vom Dienst behielt der Kieler Journalist schon in dieser Ausgabe stets den Überblick. Im kommenden Wintersemester wird Jörn Radtke zusätzlich als Dozent im Fachbereich Medien tätig. In seinem Wahlpflichtfach „Schreibwerkstatt“ können Studierende das Verfassen journalistischer Texte üben. Und wer weiß, vielleicht sitzt die eine oder andere von ihnen schon bald gemeinsam mit uns am Redaktionstisch. An dieser Stelle sei auch schon einmal verraten, was unsere Leserinnen in der kommenden Ausgabe erwarten wird. Viel Maritimes: Im vierten Heft nehmen wir die Fachhochschule am Meer in den Fokus, mit allen ihren Facetten. Und was hoffen wir, dabei vor allem wieder zu haben?

Viel Spaß!

*Gruppenbild ohne Hündin:
Treue Begleiterin unseres Redak-
tionsteams war Mila. Sie lag
uns meist zu Füßen – und fehlt
doch leider auf diesem Foto. Die
Collie-Schäferhündin gehört Petra
[REDAKTION] dieser Ausgabe. Mehr oder weniger
intensiv am Streicheln beteiligten
sich (v. l.) Frauke Schäfer, Heiner
Fischer, Prof. Heidi Kjär, Petra
Langmaack, Lennart Theede,
Katja Jantz, Matthias Ewald,
Jörn Radtke, Lukas Steinbrecher
und Tyll Riedel.*



Als BWLerin in ein Projekt am Fachbereich Maschinenwesen? „Geht gar nicht!“, dachte ich mir, als mein Mitbewohner mir davon erzählte. Doch als drei Raceyarder, darunter auch zwei BWLer, in meiner Vorlesung das Projekt vorstellten, war ich sofort Feuer und Flamme. Organisation und Management in einem Rennsportumfeld? Genau mein Ding! So kam es also, dass ich seit den Interdisziplinären Wochen im Oktober 2010 ein Teil des erfolgreichsten Formula Student-Teams aus Norddeutschland bin. Die wöchentlichen Teamtreffen und die Arbeit im Gebäude 5 sind seitdem nicht mehr aus meinem Studienalltag wegzudenken.

Das Team **Raceyard**, bestehend aus etwa 60 Studierenden der FH Kiel, konstruiert und baut schon seit 2005 erfolgreich Rennwagen und misst sich bei internationalen Events mit der Konkurrenz von anderen Hochschulen. Doch steht dabei nicht nur die Arbeit im Vordergrund, auch der Spaß in der Gruppe kommt nicht zu kurz – bei der Arbeit in der Werkstatt der FH als auch bei anderen Aktivitäten wie Grillabenden, einem Ausflug in den Kletterwald oder ähnlichem.

Mir gefällt es, mit Studierenden aus anderen Fachbereichen zusammenzuarbeiten und so auch ein bisschen über den Tellerrand des eigenen Faches hinauszublicken. Ich kann in der Arbeit bei Raceyard die Studieninhalte meines Studiums anwenden und dadurch Praxiserfahrungen sammeln. Sei es bei der Erstellung eines Businessplanes für den Rennwagen, bei der Gewinnung von Sponsoren oder beim Schreiben von „Business-Texten“ auf Englisch. Aber nicht nur das: Es macht mir auch wahn-sinnigen Spaß, den Maschinenbauern bei der Arbeit am Rennwagen zur Hand zu gehen oder selber kleine Arbeiten zu verrichten, wie zum Beispiel das Löten von Steckern und Kabeln.

Ich kann nur empfehlen, sich in anderen Fachbereichen in die Projekte einzubringen, da es einen um viele tolle Erfahrungen und interessante Kontakte reicher macht.

LIEBLINGSPROJEKT

WIEBKE POPPE (20), FACHBEREICH WIRTSCHAFT



SYSTEMFEHLER BULIMIE-LERNEN

„REINFRESSEN, RAUSKOTZEN und hinterher ist nichts gewesen“

Solidarisch protestierte Prof. Dr. Rolf Schulmeister vom Zentrum für Hochschul- und Weiterbildung der Universität Hamburg 2009 mit den Studierenden gegen die Auswirkungen der Bologna-Reform. Damit nicht genug: Mithilfe der empirischen ZEITLast-Studie wollte die Forschungsgruppe des Hochschuldidaktikers die hohe Belastung der Studierenden auch dokumentieren. Doch die Ergebnisse überraschten das Team. Warum, erklärte Prof. Schulmeister Katja Jantz im Mai 2011 auf der Konferenz „Was ist gute Lehre?“ an der FH Kiel.

Sind Bachelor- und Master-Studierende überlastet?

Nach dem Ergebnis unserer Studie keineswegs. Sie finden jedoch eine etwas ungünstige Lehrorganisation vor.

Inwiefern ungünstig?

Ein Problem sind meiner Meinung nach die zweistündigen Veranstaltungen. Dadurch hat der Studierende zu viele Themen in der Woche, mit denen er sich gleichzeitig beschäftigen soll. Der zweite Punkt ist die ECTS-Geschichte. Mit diesem System wird Zeit belohnt, nicht Qualität. Die Motivation der Studierenden wird darauf verschoben, Leistungspunkte zu sammeln – das hat mit Wissenschaft nichts mehr zu tun. Daneben gibt es natürlich auch externe Faktoren, die aus dem Privatleben herüberschwappen und davon abhalten, konsequent zu studieren. Familie, Freunde, Freizeitmöglichkeiten, Internet.

All dies führt dazu, dass die Studierenden je nach Studiengang nur zwischen 19 und 27 Stunden pro Woche lernen.

Zum Vergleich: Bologna hat 40 Stunden angestrebt.

Warum haben die Studierenden trotzdem das Gefühl, überlastet zu sein?

Ich denke, dieser Eindruck entsteht durch ihr eigenes Zeitmanagement. Sie verbringen an der Hochschule viel Zeit, die sie nicht mit Lerntätigkeit ausfüllen – oft liegen zwei bis vier Stunden zwischen den Veranstaltungen. In unserer Erhebung haben sie für diese Stunden häufig private Zeit eingetragen. Trotzdem haben sie das Gefühl, den ganzen Tag an der Hochschule gelernt zu haben.

Anhand der ZEITLast-Studie wollten Sie ursprünglich das Ausmaß der Überlastung dokumentieren.

Richtig. Wir sind bei den Studentenprotesten mitmarschiert – unter der Annahme, dass es verrückt ist, was heute mit den Studierenden gemacht wird. Ein Studium in sechs Semester zu pressen, mit teilweise sechs bis acht Prüfungen pro Semester. Die Studienstruktur ist vom herkömmlichen Studium übernommen.



men worden, in dem jedoch im Schnitt 14 Semester studiert wurde und das deswegen nicht so problematisch war. Es gab auch schon veröffentlichte Befragungen in denen etliche Bachelor- und Master-Studierende über 40 Stunden, viele sogar über 50 Stunden Workload angegeben hatten. Wir hatten eigentlich damit gerechnet, dafür eine Bestätigung zu finden.

Wie überrascht waren Sie vom tatsächlichen Ergebnis?

Fürchterlich überrascht. Meine Kolleginnen und Kollegen wollten mir das zuerst gar nicht abnehmen. Als wir uns die Daten genauer angesehen haben, ist uns bewusst geworden, dass wir etwas ganz Sensationelles gefunden haben.

Mit welcher Methode sind Sie vorgegangen?

Wir haben eine Zeitbudget-Datenbank entwickelt und die Studierenden gebeten, in einem Tagesbogen täglich alles anzugeben, was sie tun – und dies fünf Monate lang. An welcher Veranstaltung haben

sie teilgenommen, was haben sie dort gemacht, haben sie sich dafür zu Hause vorbereitet oder für die Prüfung gelernt? Sind sie in der Sprechstunde gewesen, haben sie auf die Sprechstunde warten müssen oder im Copyshop ein Skript kopiert? Auch die Studienorganisation zählt zum Studium. Selbst Gespräche über das Studium, über die Professoren. Wir haben auch die Freizeit der Studierenden erfasst, wobei diese nicht weiter unterteilt war. Ob jemand mit seiner Freundin ins Kino geht oder was auch immer, wollten wir nicht wissen. Sonst hätten wir möglicherweise gar keine Versuchspersonen bekommen. Heute finde ich das schade – ich wüsste gerne mehr über diesen Aspekt, denn offenbar hat er viel mit unserem Ergebnis zu tun.

In welche Zeiträume konnten die Studierenden ihren Tag unterteilen?

Die kleinste Einheit waren 15 Minuten. Auf diese Weise konnten wir relativ viel und detailliert erfassen. In den letzten Erhebungen haben wir sogar Wegezeiten zwischen den Veranstaltungen registriert.

⬆ *Völlige Erschöpfung: Kurz vor den Prüfungen wird wie verrückt gelernt. Kein Wunder, dass sich manche Studentin überlastet fühlt.*

Trotzdem kommen wir leider immer noch auf so niedrige Zahlen wie 24 bis 26 Stunden. Der tatsächliche Aufwand fürs Lernen ist also noch einmal geringer.

Wie sahen die Reaktionen der Probandinnen und Probanden auf die Auswertung aus?

Sie haben sich gar nicht richtig dafür interessiert. Wir haben allen am Ende ein Zeitmanagement-Seminar angeboten, um mit ihnen ihre eigenen Daten zu besprechen. Für die wenigen, die mitgemacht haben, war es auch ganz nützlich, weil sie ihr bisheriges Studium reflektiert haben. Alle waren völlig überrascht. Sie wussten zwar, dass sie nicht so viel getan hatten, aber mit so wenig Stunden hätten sie nicht gerechnet.

Ich bin dafür, die Module – die schließlich themenorientierte Einheiten sein sollen – zu blocken und deren Lehrveranstaltungen komprimiert an mehreren Tagen in der Woche durchzuführen. Auf diese Weise könnten sich die Studierenden mindestens drei Tage in der Woche konzentriert mit einem Thema auseinandersetzen. Günstig wäre, die Selbststudienphasen zwischen die Veranstaltungstermine zu legen und sie so zu integrieren. Die Lehrenden sollten die Studierenden im Selbststudium betreuen. Außerdem sollte man andere Prüfungsformen einführen, damit die Studierenden kontinuierlich am Unterricht partizipieren und so auch langfristig etwas vom Lernen haben. Wenn Präsenz und Selbststudium vernünftig miteinander verwoben

» SIE MEINEN, WENN SIE IM NOVEMBER ANFANGEN ZU LERNEN, HABEN SIE IM FEBRUAR ALLES WIEDER VERGESSEN «

Andere Forschungsinstitute wie das Hochschul-Informations-System (HIS) kritisieren die Verlässlichkeit Ihrer Daten. Was sagen Sie dazu?

Wir haben insgesamt 403 Studierende aus verschiedenen Studiengängen wie BWL, Ingenieurwissenschaften und Medienwissenschaften befragt und ihre Online-Bögen täglich überprüft und verglichen. Wenn jemand seinen Tag erst mit einer Vorlesung um elf Uhr begonnen hat, haben wir per E-Mail nachgefragt, ob er denn vorher nichts gemacht habe. Die Vollständigkeit der Daten war uns sehr wichtig. Uns liegen zu jeder Viertelstunde der vergangenen beiden Jahre zuverlässige Angaben zu den verschiedenen Tätigkeiten jedes einzelnen Studierenden vor. Drei Semester haben wir jeweils sechs Stichproben in verschiedenen Studiengängen untersucht und dabei täglich 16 Stunden abgedeckt – abzüglich acht Stunden Schlaf. Es ist eine wasserdichte Untersuchung mit einer Datenvielfalt, die es in der Form noch nie gegeben hat.

Ende März 2012 werden Sie Ihre Studie abschließen. Welche konkreten Lösungsansätze können Sie aus den bisherigen Ergebnissen herleiten?

sind, kann man die Ergebnisse des Selbststudiums unmittelbar als Prüfungsleistung oder zumindest als Bonuspunkte für eine Prüfungsleistung belohnen. Denn dann findet das Selbststudium auch statt – und zugleich ist die Qualität dieses Prüfungssystems wesentlich höher. Ein solcher Ansatz wäre viel wirksamer, als fünf bis sechs Abschlussprüfungen in Form von schlichten Multiple-Choice-Tests hintendran zu hängen.

Warum?

Weil das bisherige Prüfungssystem die Studierenden zu einer anderen Art Lernverhalten zwingt. Kurz vor den Prüfungen ist der Arbeitsaufwand am größten, da kommen einzelne Studierende an die Bologna-Grenze heran oder auch darüber. Sie meinen, wenn sie im November anfangen zu lernen, haben sie bis zu den Prüfungen im Februar alles wieder vergessen. Also lernen sie nur noch kurz vorher – das sogenannte Bulimie-Lernen. Reinfressen, rauskotzen. Und hinterher ist nichts gewesen. Das ist doch absurd.

Im Wintersemester 2010/11 haben Sie in einem Versuch an einer Ihrer Partnerhochschulen, der TU Ilmenau,

Ihre neu gewonnenen Erkenntnisse bereits eingesetzt. Wie sah das aus?

Wir haben im Studiengang Mechatronik Blockunterricht eingeführt. Der Beginn und das Ende des Semesters wurden von einem Modul umrahmt, dazwischen gab es drei Module von jeweils vier Wochen. An drei Tagen in der Woche fand morgens eine Vorlesung statt, dann einige Stunden Selbststudium, anschließend eine Übung, danach wieder Selbststudium, manchmal noch eine Abschlussveranstaltung. Zwischendurch sind den Studierenden zur Selbstprüfung Mikroklaturen angeboten worden. Sie konnten auch Vorträge halten oder an einem Buch mitschreiben und anschließend selbst entscheiden, welche Leistung sie in Form von Bonuspunkten anerkannt haben wollten.

Hat dieses veränderte Vorgehen Wirkung gezeigt?

Tatsächlich hat es zu einer insgesamt erhöhten Lernleistung der Studierenden geführt. Die Studierenden kamen auf immerhin 31 Stunden Workload pro Woche, vorher waren es 24. Die Masse der Studierenden war sehr zufrieden und hat sich in der Evaluation lobend über das neue System geäußert. Nur wenige haben am Ende über den Verlust ihrer Freizeit gemosert.

Was möchten Sie den Studierenden für die Zukunft ans Herz legen?

Oh, da wird man schnell moralisch. Ich möchte ihnen aber empfehlen, mehr Bereitschaft zur Selbstreflexion zu entwickeln. Hochschulen und Studierende können sich nur in gegenseitigem Konsens weiterbilden.

Was müssten die Hochschulen demzufolge tun?

Wir hätten viel geschafft, wenn es tatsächlich gelingen könnte, dass sie ihre heiligen Kühe noch einmal in Frage stellen. Also den Semester- und den Wochenrhythmus und dieses fehlgeleitete Multiple-Choice-Prüfungssystem.

Interview: Katja Jantz



Foto: Hartmut Ohm

↑ *Katja Jantz traf Prof. Schulmeister auf der Konferenz „Was ist gute Lehre?“ an der FH Kiel. Eine gute Gelegenheit, den Lernkritiker ausführlich zu seiner Studie „Die Workload im Bachelor: Zeitbudget und Studierverhalten“ zu befragen.*

DIE ZEITLAST-STUDIE

Unter der Leitung von Prof. Dr. Rolf Schulmeister (Zentrum für Hochschul- und Weiterbildung, Universität Hamburg) wird im Projekt ZEITLast die Studierbarkeit von BA-/BSc- und MA-/MSc-Studiengängen an vier Partneruniversitäten untersucht. Beteiligte Studiengänge sind Erziehungswissenschaft (Universität Mainz), Ingenieurinformatik, Mechatronik, Medientechnik (Technische Universität Ilmenau), Medien- und Kommunikationswissenschaft (Universität Hamburg), Kulturwissenschaften und Sozial- und Organisationspädagogik (Stiftung Universität Hildesheim). Anhand von empirischen Zeitbudget-Analysen, Befragungen und Interviews wurde detailliert ermittelt, wie viel Zeit Studierende in ihr Studium investieren und wie hoch ihre Belastung ist. Ziel ist es u. a., alternative Modelle der Lehrorganisation und neue begleitende Prüfungsformen sowie Muster für die Entwicklung neuer Studiengänge und Module zu entwickeln. ZEITLast wird über eine Laufzeit von drei Jahren (2009 bis 2012) vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert.

Rolf Schulmeister, Christiane Metzger (Hrsg.):
Die Workload im Bachelor: Zeitbudget und Studierverhalten, Eine empirische Studie,
Waxmann Verlag 2011 (ISBN 978-3-8309-2516-3)

Mit 1,88 Millionen Euro aus dem Programm „Qualitätspakt Lehre“ fördern Bund und Länder das Konzept der FH Kiel „Lehre vielfältig gestalten – qualifizierte Betreuung und innovative Studienmodelle“. Federführend für Antrag und Konzept ist FH-Vizepräsident Prof. Dr. Wolfgang Huhn. Katja Jantz sprach mit ihm über die geplanten Maßnahmen, mit denen die Lehre weiter verbessert werden soll.

Für den Antrag war eine Stärken-Schwächen-Analyse der Hochschule Voraussetzung. Was ist die größte Stärke der FH Kiel?

Sicherlich das Zahlenverhältnis von Lehrenden zu Studierenden, das deutlich besser ist als an Universitäten. Aus diesem Grund ist unsere Erfolgsquote – die Anzahl der Absolventinnen und Absolventen – hoch und die Studienabbruchquote relativ niedrig.

Und die größte Schwäche der FH?

Bisher haben wir immer erst nach dem Abschluss Ergebnisse darüber erhalten, wie erfolgreich das Studium gelaufen ist. Das ist eindeutig zu spät. Aber wir sind dabei, diese Schwäche auszuräumen und haben dazu die Creditquoten entwickelt. Mit diesem ‚Monitoring‘ können wir die Entwicklung der Studierenden im Studienverlauf zeitnah verfolgen und frühzeitig das Auseinanderdriften von erworbenen Credits in Bezug zum Zielwert identifizieren. Das ist deshalb bedeutsam, weil wir herausgefunden haben, dass niedrige Creditquoten unterhalb von 60 Prozent auf eine Verlängerung des Studiums und sekundär dann mangels Verstärkern und Erfolgserlebnissen auch auf einen Abbruch hinauslaufen, insbesondere in den ersten Semestern. Aus Beratung und Analyse im Einzelfall können so Angebote und ge-

gebenenfalls Unterstützungen entwickelt werden.

Wofür wird die Hochschule die 1,88 Millionen Euro aus dem Bund-Länder-Programm einsetzen?

Unser Konzept konzentriert sich auf ganz konkrete Maßnahmen, die dringend erforderlich sind, um einen roten Faden in die Entwicklung dieser Hochschule zu bringen. Das erste Handlungsfeld orientiert sich stark an der Beratungs- und Betreuungssituation unserer Studierenden, das zweite beschäftigt sich mit innovativen Studienmodellen.

Wie kann die Beratung und Betreuung der Studierenden an der FH verbessert werden?

Wir wollen einen Service aufbauen, der alle Bedarfe der Studierenden zentral abdecken kann. Sie sollen nicht von Pontius zu Pilatus laufen müssen, sondern alle benötigten Informationen aus einer Hand erhalten können.

Auch die Eingangsphase der Studierenden soll verbessert werden. An allen Fachbereichen gibt es unterschiedlich intensive Ansätze wie Soft Skill-Training, Tutorien und Einführungsveranstaltungen. Wir wollen herausfinden, welche der Angebote eigentlich erfolgreich sind und dazu beitra-

gen, dass sich die Erstsemester frühzeitig mit der Hochschule identifizieren können.

Darüber hinaus wollen wir die Lehre in den sogenannten Problemfächern der technischen Studiengänge verbessern. Den Sprung von der Schule in die Hochschule empfinden viele Studienanfänger als sehr groß – gerade was die Grundlagenfächer Mathematik oder Physik angeht. Nur etwa die Hälfte unserer Studierenden kommt noch über den klassischen (Fach-)Abiturweg zu uns. Durch die Öffnung der Hochschulen für andere Zugänge erreicht uns die andere Hälfte über eine Vielfalt von Ausbildungswegen. In manchen Studienprogrammen beträgt dieser Anteil mit z. B. beruflicher Bildung inzwischen sogar 70 bis 80 Prozent. Daher haben wir es in der Technikausbildung mit vielfältigsten und unterschiedlichsten Bildungsniveaus zu tun, insbesondere in der Mathematik und Physik. Hier müssen wir differenziert nacharbeiten, da sonst zu viele Studienanfänger auf der Strecke bleiben.

Welche weiteren Maßnahmen sind geplant?

Die Studierenden mit Migrationshintergrund und ausländische Studierende kommen zum Beispiel oft mit für den Alltag hervorragenden deutschen Sprachkenntnissen an die Hochschule – allerdings scheitern sie im Studium dann häufig an den fachsprachlichen Herausforderungen des jeweiligen Studienfachs. Wir möchten in Zusammenarbeit mit dem Studienkolleg künftig spezielle Programme zum Erwerb der jeweiligen Fachsprache anbieten, um die Studienabbruchquote aus sprachlichen Gründen zu senken.

Auch für Studierende mit Behinderung wollen wir bessere Beratung schaffen. Es ist wichtig, früh zu informieren, welche speziellen Hilfen und Unterstützung die Hochschule für sie bereithält und mögliche Optionen zeitnah aufzeigen.

Ein weiterer Punkt des Antrags ist die Qualifizierung von Lehrbeauftragten. Warum?

Es wird immer schwieriger, geeignete Personen für Professuren zu gewinnen. Wir schreiben bereits jetzt oft mehrfach

aus, um geeignete Kandidatinnen oder Kandidaten anzusprechen. Bereits heute übernehmen daher Lehrbeauftragte zu einem großen Teil die Lehre. Um sie müssen wir uns mehr kümmern. Unser Ziel ist es unter anderem, ein webbasiertes Portal mit umfangreichem Service zu gestalten, um Lehrbeauftragte leichter zu gewinnen und sie besser in das Hochschulleben und die Hochschullehre zu integrieren.

Das zweite Handlungsfeld beschäftigt sich mit innovativen Studienmodellen.

Richtig. Wir denken u. a. über das Thema Blockbildung nach, das auch Professor Schulmeister anspricht (siehe Seite 64). Es kann sicher nicht darum gehen, lediglich die Lehrveranstaltungen zusammenzuziehen. Vielmehr muss es um eine didaktische Qualifizierung und hier insbesondere um Unterstützung bei den Selbstlernzeiten gehen. Bereits jetzt wird eine Reihe von Veranstaltungen nicht über das gesamte Semester hinweg angeboten, sondern sinnvoll in einem überschaubaren Zeitabschnitt intensiviert. Ob Blockunterricht allerdings eine Option ist, muss sich im Einzelfall herausstellen. Wo es keinen Sinn ergibt, sollte man es lassen. Man sollte diesen Weg als Möglichkeit jedoch unbedingt in Betracht ziehen.

Bessere Beratung, Betreuung und Lehre – Prof. Huhn will die Hochschule weiter voranbringen. Katja Jantz fragte nach.



Foto: Jan Köster

Welche anderen Studienmodelle sollten noch gefördert werden?

Wir sollten darüber nachdenken, Leistung nach Maß zu ermöglichen. Einige Studierende sind gezwungen, gewissermaßen in Teilzeit zu studieren, weil sie zeitweise durch andere Aspekte absorbiert sind. Sie können zu bestimmten Zeiten eine hohe Anzahl an Credit Points erreichen, zu anderen Zeiten gar keine. Durch angepasste Studien- und Prüfungsordnungen und individuelle Beratung und Betreuung könnten wir auch hier den veränderten Studierbedingungen Rechnung tragen und dem Risiko des Studienabbruchs entgegenwirken.

Überhaupt konkurrieren wir als Hochschule heute mit vielen Angeboten. Wir müssen das Studium interessanter machen als Facebook, iPod/iPhone, Kino oder Party. Es gibt heute so unendlich viele Möglich-

sollen sie im fünften Semester dann nicht nur im Rahmen einer Projektarbeit einen Schwerpunkt vertiefen können, sondern auch Prototypen entwickeln und marktreif kalkulieren. Wir wollen damit sowohl die technische als auch die unternehmerische Persönlichkeitsentwicklung fördern und unterstützen.

Ihr Vorhaben greift einige Aspekte auf, die auch Professor Schulmeister in seiner ZEITLast-Studie anspricht. Hat die FH schon vor dieser Studie die Probleme erkannt, die durch die Umstellung auf Bachelor- und Master-Studiengänge entstanden sind?

Wir haben sie zumindest gespürt oder vermutet. Es war für uns sehr interessant, diese Vermutungen nun empirisch belegt zu sehen. Schulmeister hat seine Untersuchungen allerdings überwiegend an Uni-

» WIR SOLLTEN DARÜBER NACHDENKEN, LEISTUNG NACH MASS ZU ERMÖGLICHEN «

keiten, seine Zeit zu verbringen. Mir fällt dabei immer wieder Novalis ein: „Alle Zerstreung schwächt. Durch fremde Gegenstände, die mich reizen, ohne mich zu befriedigen – oberflächlich – werde ich zerstreut.“ Wie gewinnen wir als Hochschule hier neue Bedeutung? Wahrscheinlich nicht, indem wir alles lassen, wie es ist. Wir müssen Wege finden, das Studium so aufzuteilen, dass die Studierenden neben ihren anderen Verpflichtungen und Neigungen vernünftig studieren können – auch wenn sie keine Teilzeitstudierenden sind.

Darüber hinaus wollen wir den Studierenden in den technischen Studiengängen fachübergreifend ermöglichen, eigene technische Ideen bis zur Marktreife zu entwickeln. Der Fachbereich Maschinenwesen bietet z. B. bereits im ersten Semester das interdisziplinäre „startIng-Projekt“ an. Hier bearbeiten die Studienanfängerinnen und Studienanfänger, noch ohne eigentliche Ingenieurkenntnisse, interdisziplinär reale Aufgabenstellungen aus Industrieunternehmen – oft mit erstaunlichen Ergebnissen. In Zukunft

versitäten durchgeführt. Wir möchten diese ZEITLast-Analyse bei uns durchführen, um herauszufinden, ob die Ergebnisse bei unseren Studierenden ähnlich sind und wie stimmig unsere Studienprogramme unter Zeitaspekten wirklich sind. Trotzdem fangen wir bereits jetzt schon an, gewisse Ideen an den Stellen auszuprobieren, an denen spürbar etwas nicht stimmt. Denn es ist Auftrag der Hochschule, die Studierbarkeit unter den neuen Bedingungen ständig zu überprüfen und Lehren aus diesen Analysen zu ziehen bzw. Maßnahmen zu ergreifen, damit das Studium in der vorgesehenen Zeit zu bewältigen ist.

Interview: Katja Jantz



WER

WOHNT DENN DA

Fotos und Idee: Tyll Riedel

Zeigt her eure Zimmer, zeigt her, wie ihr wohnt. Darum hat Tyll Riedel sechs Studierende aus den sechs Fachbereichen der FH gebeten. Und sie haben ihm nicht nur die Tür geöffnet, sondern sich in ihren eigenen vier Wänden sogar fotografieren lassen. Stellt sich die Frage: Verraten die Anordnung von Bett, Tisch oder Stuhl und die Auswahl von Tapete, Regal oder Teppich, was die Bewohnerin der jeweiligen „Behausung“ studiert? Gibt es so eine Art Zimmer-Bestimmungsschlüssel für Fachbereiche? Machen Sie sich selbst ein Bild!



Nadine Kunze, 26
Kiel \ Chemnitz



Mein Hobby ist *Segeln*, am liebsten höre ich *Tequila and the Sunrise Gang*
und mein Lieblingsfilm ist *L' Auberge Espagnole*.
In meinem Kühlschrank befinden sich *Bier und salzige Butter*.

Was tust du am meisten? *Spaß am Leben haben*



Tina Tews, 27
Kiel \ Stade



Meine Hobbys sind *Volleyball* und *lesen*, am liebsten höre ich *Deutschen Rock* und *Pop* und mein Lieblingsfilm ist *The Guardian - Jede Sekunde zählt*.
In meinem Kühlschrank befinden sich *Frischkäse* als *Butterersatz*, *Milchschnitten* für den kleinen Hunger und *Milch* für die *Mini-Zimtis*.

Was tust du am meisten? *Telefonieren mit Mutti*, *„Die Stämme“* spielen und wenn dann noch *Zeit bleibt, arbeiten :-)*.



Nick Jabs, 26
Kiel \ St Petersburg (RUS)



Meine Hobbys sind *Kite- und Wakeboarding*, am liebsten höre ich *gute Beats* ;) und mein Lieblingsfilm ist *99 Francs*. In meinem Kühlschrank befinden sich *Käse, Salami und Bier* ☐

Was tust du am meisten? *Eine Mischung zwischen aktiv bleiben und PC.*



Christina Otten, 22
Heikendorf



Meine Hobbys sind *Windsurfen, Acrylmalerei, Gitarre und Laufsport*, am liebsten höre ich *House und Rock* und mein Lieblingsfilm ist *Little Miss Sunshine*. In meinem Kühlschrank befindet sich *meist der Inhalt für eine gesamte Woche*. ;)

Was tust du am meisten? *Das Studentenleben zusammen mit Freunden genießen.*



Nandine Hunderlage, 25
Groß Buchwald \ Kaltenkirchen



Mein Hobby ist *Nähen*, am liebsten höre ich *Rock*
und mein Lieblingsfilm ist *Pulp Fictio*□□

In meinem Kühlschrank befinden sich *Käse, Tomaten, Marmelade und Gemüse*.

Was tust du am meisten? *Reden, Freunde treffen, schlafen, telefonieren, im Netz surfen, feiern, autofahren und arbeiten*.



Jan Schulze-Geißler, 28
Kiel \ Lemgo



Mein Hobby sind *Kajak fahren und Segeln*, am liebsten höre ich *House* und mein Lieblingsfilm ist *Snatch*.
In meinem Kühlschrank befindet sich *Milch für den Latte, Volvic und in Prüfungszeiten viel Relentless energy...*

Was tust du am meisten? *telefonieren... ;)*

viel.gepriesen

April 2011

400.000 EURO FÖRDERGELD FÜR FORSCHUNGSPROJEKT ZU BERUFSWAHLENTSCHEIDUNGEN JUNGER FRAUEN

Aus welchen Gründen entscheiden sich junge Frauen für einen Beruf? Welche sozialen und kulturellen Normen spielen bei ihrer Berufsorientierung und Studienfachwahl eine Rolle? Wie müssen Programme gestaltet sein, die ihr Interesse an Berufen in naturwissenschaftlichen oder technischen Feldern fördern oder bestärken wollen? Diesen Fragen gehen Prof. Dr. Melanie Plößler vom Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit und ihr Team nach.

Das Forschungsprojekt „AN(N)O 2015 – Aktuelle Normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen“ ist eine Kooperation zwischen dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit und dem Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity (IGD). Es hat eine dreijährige Laufzeit (2011-2014) und wird mit 400.000 Euro finanziert, aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Förderprogramms „Strategien zur Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen in Bildung und Forschung“.



Foto: Lukas Steinbrecher

AN(N)O 2015: (v. l.) Eno Bindgen, Prof. Dr. Melanie Plößler, Prof. Dr. Roswitha Pioch, Dr. Britta Thege, Dipl.-Päd. Karen Geipel, Dipl.-Soz.päd. Marike Schmeck

Mai 2011

ERFOLG IN BUND-LÄNDER-PROGRAMM „QUALITÄTSPAKT LEHRE“

Die FH Kiel erhielt 1,88 Millionen Euro aus dem Bund-Länder-Programm „Qualitätspakt Lehre“. Mit diesem Programm hatten Bund und Länder auf die anhaltende Kritik an der Bologna-Reform reagiert, insbesondere auf die Problemfelder der Überlastung der Studierenden und der Verschulung des Studiums. Mit ihrem Konzept „Lehre vielfältig gestalten – qualifizierte Betreuung und innovative Studienmodelle“ möchte die Hochschule die Kompetenzorientierung der Studierenden durch eine veränderte Studienorganisation und innovative Studienmodelle verbessern (siehe Seite 68).

UNTERNEHMENSSTIPENDIEN DES „CAMPUS OF EXCELLENCE“ FÜR FH-STUDENTINNEN

Justine Gruchalla und Katharina Saß vom Fachbereich Wirtschaft konnten sich über zwei der begehrten Unternehmensstipendien des „Campus of Excellence“ (COE) freuen. Von Mitte August bis Ende September 2011 führten sie für die Commerzbank AG eine Feldanalyse zu Service- und Geschäftsmodellen in Konzern- und mittelständischen Strukturen durch. Sie sind die ersten Studierenden der FH Kiel, die am COE teilnehmen. Der COE ist eine einzigartige Initiative von fast 100 Wirtschaftsunternehmen, Institutionen, Verbänden, Hochschulen und Schulen unter der Schirmherrschaft des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

www.campus-of-excellence.com

CHE-HOCHSCHULRANKING: FH KIEL ERREICHT BESTNOTEN

Der Fachbereich Medien hat beim aktuellen Hochschulranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) hervorragende Bewertungen erhalten: Die Bachelor- und Masterstudiengänge Multimedia Production bieten sehr gute Studienbedingungen und starken Praxisbezug. Nur vier weitere Hochschulen erreichten in den Bereichen Medien, Kommunikationswissenschaft und Journalismus Spitzenplätze. Geprüft wurden insgesamt 41 Studiengänge. Der Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit liegt in den Bereichen „Studiensituation insgesamt“ und „Studierbarkeit“ vorn. Ebenfalls in der Spitzengruppe liegt der Fachbereich Wirtschaft. Hier wurde besonders die internationale Ausrichtung der Studiengänge hervorgehoben.

Mai 2011

GANZ VORN DABEI – PLATZ 2 BEI DETECON MOBILE AWARD

Nur knapp geschlagen von der Uni Trier landete die FH Kiel beim diesjährigen „Detecon Mobile Award“ auf dem zweiten Rang. Bundesweit nahmen in 2011 116 Hochschulen an Deutschlands größtem Internet-Planspiel für Studierende teil, das bereits zum siebten Mal von der Managementberatung Detecon International und dem Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie veranstaltet wurde. Beim Planspiel ging es darum, das Automobil-Start-Up „blue mobile“, ein fiktiver Hersteller für Elektroautos, erfolgreich am Markt zu platzieren.

Parallel zur Bekanntgabe der Siegerhochschulen wählte eine Jury 36 Einzelfinalisten anhand ihrer eingereichten Geschäftsmodelle aus. Bei der Endausscheidung in Bonn landete der Kieler FH-Finalist Christopher Kattge vom Fachbereich Informatik und Elektrotechnik mit seinem Team auf dem dritten Platz.



Christopher Kattge reiste im Juni 2011 zum Finale nach Bonn.

VIER PROFESSOREN VON ISH AUSGEZEICHNET

Prof. Constantin Kinias vom Fachbereich Maschinenwesen erhielt den mit 10.000 Euro dotierten Transferpreis. Er hat erfolgreich Drittmittel aus privater und öffentlicher Hand akquiriert und damit zahlreiche Projekte an der FH Kiel durchgeführt.

Darüber hinaus zeichnete die Innovationsstiftung Schleswig-Holstein (ISH) die Professoren Ronald Eisele, Hauke Schramm und Christoph Weber aus dem Fachbereich Informatik und Elektrotechnik für ihre außerordentlichen Forschungsaktivitäten mit einer Transferprämie aus. Prof. Eisele ist einer der aktuell erfolgreichsten Antragsteller der FH Kiel und verfolgt zahlreiche Projekte in der Leistungselektronik. Prof. Schramm leitet verschiedene Forschungsprojekte zur medizinischen und industriellen Bild- und Videoanalyse. In gleich mehreren Projekten befasst sich Prof. Weber mit Forschungsaufgaben zur Elektromobilität. Insgesamt wurden 19 Wissenschaftler auf Vorschlag der Jury mit Prämien von 5.000 bis 20.000 Euro ausgezeichnet.

Juni 2011

FH-STUDENT ERHÄLT BACHELORPREIS DER HAMBURGER CARITASSTIFTUNG ■■■

Torben Bock vom Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit wurde von der Caritasstiftung Hamburg mit dem 1. Preis für seine Bachelorarbeit ausgezeichnet. Der Titel seiner Abschlussarbeit lautet: „Bildungsprozesse pädagogischer Fachkräfte bei der Einführung von Partizipation. Evaluation eines Partizipationsprojekts im Rahmen der Fortbildung ‚Die Kinderstube der Demokratie‘ an der Flachsland Zukunftsschule Hamburg“.

Der 27-jährige Kindheitspädagoge arbeitet in einer Kieler Kindertageseinrichtung. In seiner Bachelorarbeit untersuchte er, wie Partizipation und damit Demokratiebildung in Kindertageseinrichtungen und Schulen eingeführt werden kann.

GEWINNER DES E-BUSINESS-AWARDS

Im Rahmen des 3. E-Business-Symposiums an der FH Kiel wurde erstmals der „E-Business-Award“ der Digitalen Wirtschaft Schleswig-Holstein (DiWiSH) verliehen. Neun studentische Teams stellten sich einem Publikumsvoting. Das Gewinnerteam aus dem Fachbereich Wirtschaft überzeugte mit seinem Geschäftsmodell „JIT Lunch Club“, einem Konzept für eine Internetplattform, auf der Berufstätige mit engem Zeitplan einen Platz in einem Restaurant sowie ein Gericht zu einer gewünschten Uhrzeit („Just in Time“ – JIT) bestellen können. Für seine Idee erhielt das Team ein Preisgeld der Deutschen Telekom in Höhe von 500 Euro.



Nein, ich studiere nicht im Fachbereich Medien. Und ja, ich arbeite trotzdem bei **viel.**, dem Campusmagazin der FH. Denn viel. ist ein Projekt für die ganze Hochschule, herausgegeben vom Präsidium. Dass sich vor allem Studierende aus dem Fachbereich Medien bei viel. engagieren, liegt vielleicht nahe, aber jeder und jede kann mitmachen. Als ich das erste Heft in Händen hielt, war ich begeistert: Endlich traut sich die FH Kiel aus der Ecke und zeigt, was sie zu bieten hat! Aber ich hatte auch Verbesserungsvorschläge. Also habe ich Kontakt zur Chefredakteurin Frauke Schäfer aufgenommen – und seitdem bin ich dabei, ein Student des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit.

Allerdings nicht ohne Vorkenntnisse – vor meinem Studium habe ich eine Ausbildung zum Medienberater und Produzent gemacht. Daher kümmere ich mich bei viel. um die sogenannte Druckvorstufe und Produktion, also den Prozess nach der redaktionellen und kreativen Arbeit. Mein Hauptaugenmerk liegt hierbei auf Papierqualität, Farbmanagement, Druck und Verarbeitung. Ich bearbeite sämtliche Fotos und stimme sie über farbverbindliche Proofs ab. Anschließend erstelle ich alle Druckdateien und sende die Daten an die Druckerei. Schon Wochen vorher habe ich Papier und Farbigkeit ausgewählt, ein Timing erstellt und Angebote eingeholt.

Sobald das Magazin in den Druck geht, beginnt der spannendste Teil meiner Arbeit. Dann stehe ich neben der Druckmaschine und überprüfe die Qualität, korrigiere noch hier und da Kleinigkeiten – bis das Heft fertig gedruckt vorliegt. Es ist einfach ein tolles Gefühl, wenn die Leserinnen dann das Ergebnis unserer Arbeit gelungen finden.

LIEBLINGSPROJEKT

HEINER FISCHER (28), FACHBEREICH SOZIALE ARBEIT UND GESUNDHEIT



Bestelladresse:
Campusredaktion, Schwentinstr. 26, 24149 Kiel
campusredaktion@fh-kiel.de



FACHHOCHSCHULE KIEL
University of Applied Sciences